

# Guben

Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft

Geschichten aus drei Erzählsalons

Guben

Geschichten aus  
drei Erzählsalons

KOMMUNEN INNOVATIV

FONA

Forschung für Nachhaltigkeit



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium  
für Bildung  
und Forschung

ISBN: 978-3-9825223-0-2

altersinnovationen

ROHNSTOCK  
BIOGRAFIEN

## Guben

Dieses Buch ist zu beziehen über das Service Center der Stadt Guben, Gasstraße 4, 03172 Guben.

ISBN: 978-3-9825223-0-2

## Spremberg/Grodtk

Das Buch »Spremberg/Grodtk. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Geschichten aus drei Erzählsalons« ist zu beziehen über die Tourist Information Spremberg, Am Markt 5, 03130 Spremberg/Grodtk und über die Stadt Spremberg/Grodtk, Am Markt 1, 03130 Spremberg/Grodtk.

ISBN: 978-3-9825223-1-9

Die Erzählungen wurden aufgeschrieben von Sebastian Blottner, Autobiografiker bei Rohnstock Biografien. Rohnstock Biografien schreibt seit 25 Jahren Lebens-, Familien- und Firmenbiografien und entwickelt Erzählprojekte.

Für den Inhalt der Texte zeichnen die namentlich genannten Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich.

1. Auflage: 1.000 Exemplare, 2023

Zitierhinweis:

Rohnstock, Katrin/ Jacobsen, Heike. 2023.

Guben. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft.

Geschichten aus drei Erzählsalons.

Berlin: Rohnstock Biografien.

ISBN: 978-3-9825223-0-2

© Rohnstock Biografien

Breite Straße 2a

13187 Berlin

Telefon: 030 / 30 40 43 30

info@rohnstock-biografien.de

www.rohnstock-biografien.de

Herausgeber: Rohnstock Biografien

Konzept: Katrin Rohnstock

Texte: Sebastian Blottner

Lektorat: Franziska Hoch

Gestaltung: Stefanie Schau

Druck: WirmachenDruck.de, Backnang

Alle Rechte vorbehalten. Texte dürfen mit Genehmigung des Herausgebers Rohnstock Biografien für nicht kommerzielle Zwecke verwendet werden. Wir bitten um Zusendung eines Belegexemplars an Rohnstock Biografien.

Das Projekt wurde gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF).

# Guben

Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft  
Geschichten aus drei Erzählalons

# Inhalt

- 7 Prof. Dr. Heike Jacobsen Einführung
- 10 Katrin Rohnstock Vorwort

## Historische Zäsur – Die Großbetriebe sind Geschichte

- 17 Wolfram Nelk (Jg. 1953)  
**Auferstanden aus Ruinen** – Vom Betriebsratvorsitzenden bei der Gubener Wolle in die Abwasserwirtschaft
- 24 Hannelore Menzel (Jg. 1947)  
**Abbruch und Aufbruch** – Von der Krippenleiterin zur Gubener Stadtverwaltung
- 33 Bernd Klostermann (Jg. 1943) / Henrike Klostermann (Jg. 1944)  
**Keine Zeit für die Côte d'Azur** – Aus der Betriebsberufsschule des Chemiefaserwerks zum neu gegründeten Berufsbildungsverein
- 43 Joachim Hempel (Jg. 1939)  
**Ein Gubener im Allgäu** – Vom Textilingenieur in den Hutwerken nach Bayern
- 52 Stefan Süß (Jg. 1954)  
**Ich bin dankbar für die Wende** – Vom Gothaer Gemeindepfarramt zur Fusion zweier Gubener Krankenhäuser
- 56 Jürgen Fiedler (Jg. 1941)  
**Yacht-Chauffeur auf Montagsdemos** – Vom Jugenderholungszentrum Wendisch-Rietz zum Campingplatzwart

**61 Wolfgang Zyrus** (Jg. 1952)  
**Elf Mann am Tisch** – Vom Landmaschinen- und Traktorenschlosser einer LPG in den Fahrzeugbau

**63 Steffen Ziethmann** (Jg. 1980)  
**Jedes Mal ein Kraftakt** – Eine Odyssee über den instabilen Arbeitsmarkt hin zum Beteiligungsmanagement der Stadt Guben

## Den Abbruch verwalten – Vereine, Ehrenamt und Politik

**71 Gottfried Hain** (Jg. 1956)  
**Zwischen Aufbruch und Schadensbegrenzung** – Vom Plegeberuf zum Bürgermeisteramt

**82 Diethelm Pagel** (Jg. 1952)  
**Ich glaube nach wie vor an linke Politik** – Als ehemaliger Parteisekretär zum Geschäftsführer der Gubener Hütte und zur Kommunalpolitik

**93 Renate Bossack** (Jg. 1942)  
**Viele Menschen brauchen Hilfe** – Vom Getränkekombinat zum Ortsverein der Arbeiterwohlfahrt

**101 Käte Haigold** (Jg. 1950)  
**Ich bin eine zufriedene Rentnerin** – Vom Kindergarten zum Roten Kreuz und zum Seniorenbeirat der Stadt

**105 Eberhard Herrmann** (Jg. 1946)  
**Es fehlt an Eigenverantwortung** – Vom Kaderleiter einer GPG zum Vorsitzenden des Seniorenbeirats

**107 Kerstin Leutert-Glasche** (Jg. 1968)  
**Als Lehrerin nicht gebraucht** – Als Lehrerin zur Geschäftsführerin des Vereins Haus der Familie Guben

**114 Irmgard Schneider** (Jg. 1933)  
**Ich kann nicht locker lassen** – Von der Eisenbahnerin zur Streikführerin und zur Umweltaktivistin

**118 Wolfgang Straße** (Jg. 1952)  
**Man muss immer etwas tun** – Vom Betriebsschlosser zum Vorsitzenden des Kleintierzuchtvereins

**120 Fred Mahro** (Jg. 1960)  
**Vier Jahre will ich mich noch aufreiben** – Vom Kraftwerk Jänschwalde über den Kreistag ins Gubener Rathaus

## Mit Alt mach neu – Herausforderungen und Perspektiven

**129 Robert Bednarek** (Jg. 1983)  
**Wir halten Kontakt zu unseren Leuten** – Als Verfahrenstechniker zum Geschäftsführer des Gubener Ablegers der polnischen Grupa Azoty

**133 Kai Birkenhagen** (Jg. 1973)  
**Guben ist schön!** – Als Karosserie- und Fahrzeugbauer zum Autohaus Ruprecht

**137 Enrico Drewitz** (Jg. 1973)  
**Guben ist eine lebenswerte Kleinstadt** – Vom Maurerlehrling zum Chef des Gubener Energieversorgers

**140 Heidelinde Fabig** (Jg. 1940)  
**Niemand sollte einsam sein** – Als Finanzfachfrau eines Volkseigenen Dienstleistungsbetriebs in die Buchhaltung der Stadtverwaltung

**145 Kerstin Geilich** (Jg. 1964)  
**Viel Luft nach oben** – Als Geschäftsführerin des Marketing und Tourismus Guben e.V. für den Fremdenverkehr und die Kultur Gubens

- 148 Elke Garzke** (Jg. 1989)  
**Die beste Entscheidung meines Lebens** – Als Sozialarbeiterin und Befürworterin alternativer Wohnkonzepte zur Mitarbeiterin beim Roten Kreuz
- 152 Heike Mahro** (Jg. 1961)  
**Zwei Standorte, zwei Mitarbeiter** – Von der Krippenerzieherin zur Leiterin der Gubener Museen
- 156 Martin Reiher** (Jg. 1983)  
**Wir müssen Anerkennung zollen** – Als Zugezogener zum Geschäftsführer der Gubener Wohnungsgesellschaft und der Gubener Sozialwerke
- 159 Sabine Wally** (Jg. 1968)  
**Es geht nur gemeinsam** – Als Bibliothekarin und Weltenbummlerin zur Gubener Stadtbibliothek
- 163 Julia Koppetsch** (Jg. 1984)  
**Die depressiven Jahre sind vorbei** – Als Zurückgekehrte ins Textilmuseum Forst

## Liebe Leserinnen und Leser,

**Prof. Dr. Heike Jacobsen**  
Projektleiterin Altersinnovationen  
BTU Cottbus – Senftenberg

Aus dem eigenen Erleben berichten und dabei die individuellen Erfahrungen in Beziehung setzen zu zeitgenössischen Ereignissen – diese Chance boten die Erzählsalons, die wir im Sommer 2022 gemeinsam mit Katrin Rohnstock und ihren Mitarbeitenden in Guben und in Spremberg/Grodtk durchgeführt haben. Die gewohnten Bahnen des Diskutierens, des Meinungs austausches und der wechselseitigen Überzeugungsversuche sollten bewusst verlassen werden zu Gunsten persönlicher Berichte über Erfahrungen mit den radikalen Umbrüchen nach der Wende, zu Gunsten subjektiver Beobachtungen heutiger Herausforderungen sowie gemeinsamer Reflexion und kreativer Ideen zur Gestaltung der Zukunft in Stadt und Region.

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – dies waren die übergeordneten Themen unserer sechsteiligen Reihe von Erzählsalons: Entstanden ist ein beeindruckendes Panorama nebeneinander verlaufender und teils sich kreuzender Lebenswege, die das Zusammenleben in einer Stadt widerspiegeln und einen Eindruck von ihren künftigen Möglichkeiten vermitteln. Die Region befindet sich seit Langem in einem tiefgreifenden Veränderungsprozess, der nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale und kulturelle Probleme aufwirft. Die Kommunen Guben und Spremberg/Grodtk nehmen hier eine wichtige Vorreiterrolle ein: Sie gestalten den Strukturwandel proaktiv und stellen sich den Herausforderungen der künftigen Daseinsvorsorge einer zunehmend älter werdenden Bevölkerung.

Die Brandenburgische Technische Universität Cottbus – Senftenberg (BTU) unterstützt diese Bemühungen, indem sie Innovationen fördert. Sie nutzt ihre Potenziale, um Impulse zu geben, und beteiligt sich am gesellschaftlichen Diskurs in der Region. Die Erzählsalons sind ein zentraler Bestandteil unseres von 2021 bis 2023 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungs- und Entwicklungsvorhabens »Altersinnovationen –

Stärkung von Kommunen als Initiatoren, Partner und Adressaten von Innovationen durch Ältere«. Mit diesem am Lehrstuhl Wirtschafts- und Arbeitssoziologie der BTU entwickelten Projekt wollen wir die Verbindungen zwischen den Bürgerinnen und Bürgern, den Kommunen und der Universität stärken und verstetigen.

Die Erzählsalons vertiefen das Wissen über die Bedeutung der Erfahrungen aus der Bewältigung des Strukturbruchs nach der Wende als Ressource oder als Hindernis für die Auseinandersetzung mit den aktuellen Fragen des demografischen Wandels, der Energiewende und weiteren Themen des Zusammenlebens in der Region. Es sind gerade die älteren Bürgerinnen und Bürger, deren Teilhabe entscheidend ist, um realistische Zukunftsentwürfe zu entwickeln, und die mit ihrem Engagement dazu beitragen, diese Entwürfe gemeinsam mit anderen Akteuren und Akteurinnen in bestehenden und neuen Netzwerken und Initiativen in die Tat umzusetzen.

Die Möglichkeiten der Universität sollen hierfür unterstützend eingesetzt werden: Wir laden Bürgerinnen und Bürger ein, sich an ausgewählten Forschungsprojekten als »Bürgerwissenschaftler:innen« zu beteiligen. Gemeinsam mit Forschenden und Studierenden werden vor Ort oder in der Universität Möglichkeiten erprobt, wissenschaftliche Projekte zur Verbesserung der Lebensbedingungen in der Region weiterzuentwickeln und eigene Ideen einzubringen.

In den Erzählsalons hat unser BTU-Team – Alexander Elsner, Vanessa Lau und Nora Rigamonti – viele ältere Bürgerinnen und Bürger bereits kennenlernen können. In den beiden beteiligten Kommunen sind jeweils weitere Projektmitarbeitende jederzeit vor Ort ansprechbar für Fragen und Ideen – in

Spremberg Sebastian Kron, in Guben Katarzyna Maj. Nähere Informationen und Neuigkeiten zum Gesamtprojekt finden sich auf der Website des Projekts: [www.altersinnovationen.de](http://www.altersinnovationen.de)

Im Namen unseres Projektteams bedanke ich mich herzlich bei allen Erzählerinnen und Erzählern für ihre Bereitschaft, sich mit ihren persönlichen Erfahrungen und Ideen an diesem Vorhaben zu beteiligen. An Katrin Rohstock und ihr Team geht unser Dank für die Organisation und Moderation der Erzählsalonreihe in unseren beiden Partnerkommunen, das Verfassen der Texte und die Gestaltung der beiden Broschüren.

Cottbus, November 2022



Prof. Dr. Heike Jacobsen



1. Erzählsalon am 15. Juli 2022 (links) und Prof. Dr. Heike Jacobsen im  
2. Erzählsalon am 25. Juli 2022, beide in der Stadtbibliothek

## Im Erzählalon teilen Mitglieder der Stadtgesellschaft ihre Erfahrungen aus der Wendezeit und entwickelten Pläne für die gemeinsame Zukunft

**Katrin Rohnstock**

Entwicklerin und Moderatorin  
der Erzählalonreihe,  
Inhaberin Rohnstock Biografien

»Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen, wissen wir auch nicht, wohin wir gehen« heißt ein Spruch, der den Bogen von der Zukunftsplanung in die Vergangenheit schlägt. Die Schwaben sagen es etwas kürzer: »Zukunft braucht Herkunft.« Ohne das Wissen um die Erfahrungen der Vergangenheit kann Zukunft nur schlecht visioniert werden. Man muss die Prägungen der Menschen kennen, um sie für die Zukunft produktiv zu machen. Im Falle von Guben und vielen anderen Städten der Lausitz – und letztlich ganz Ostdeutschlands – ist die prägendste Erfahrung die Wendezeit, die Zeit der großen De-Industrialisierung und der massenhaften Arbeitslosigkeit. Sie hat die Menschen, die jetzt alt sind und alt werden, maßgeblich geprägt.

Über diese Zeit des Niedergangs zu erzählen, ist nicht selbstverständlich. Lange war sie ein Tabu. Umso erfreulicher ist es, dass sich das Projekt »Altersinnovationen« der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus – Senftenberg (BTU) unter der Leitung von Prof. Dr. Heike Jacobsen dafür interessiert, wie die Ostdeutschen die Wende erlebt haben. Denn in dieser Phase liegt der Schlüssel für Verwerfungen, Frust und Misstrauen, die heute weit verbreitet sind. Deshalb haben wir von Rohnstock Biografien uns gefreut, dass uns das Forschungsteam angetragen hat, innerhalb des Projekts Erzählalons zu veranstalten.

Mit den Erzählalons konnten wir einen Raum schaffen, in den wir die Gubener einluden, ihre Geschichten zu erzählen. Diese Einladung machten wir über die Lausitzer Rundschau und das Amtsblatt öffentlich. Jeder durfte kommen. Und die Gubener kamen! Wir trafen sie im schönen Raum der Bibliothek. Es kamen ehemalige Mitarbeiter aus den großen Betrieben, aus der Landwirtschaft, der Verwaltung, dem Kindergarten. Es kamen Mitglieder verschiedener Parteien. Wie es in einer Kleinstadt so ist: Man kennt sich seit Jahrzehnten. Doch die Geschichte des anderen kennt man nicht.

Die Gubener hörten einander zu, dass man hätte eine Nadel fallen hören. Sie erzählten von den Brüchen, die sie erlebt hatten, von ihren Versuchen und ihrem Scheitern und vom Gelingen. Was für eine wunderbare Situation! So fanden über den Sommer 2022 drei spannende Erzählrunden statt, spannender als jeder Krimi. Oft dauerten sie länger als zwei Stunden. Ich moderierte diese Erzählalons und war wie gebannt. Nach der vorgesehenen Zeit war es mir unmöglich, sie abubrechen. Jede Geschichte war auf ihre Weise interessant. Oftmals stellten sich Zusammenhänge zwischen den Geschichten her, konnte der eine vertiefen, was der andere nur andeutungsweise wusste – das ist das große Potenzial des kollektiven Erzählens. So entstand ein bunter Geschichtenteppich, gewebt aus den verschiedenen Fäden der lebensgeschichtlichen Erfahrungen – der nun in diesem Buch nachzulesen ist. Alle Geschichten zusammen genommen sind die Wendegeschichte Gubens. Doch sie gibt nur einen ersten Einblick, ist längst nicht vollständig, sie wird die Leser anregen, ihre eigene Geschichte zu erinnern, die eine ganz andere gewesen sein kann. Das Buch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Die Gubener sind eine gute Gemeinschaft. Wo die Stadtgesellschaft zusammenhält, vor allem im Verbund mit der Verwaltung und dem Bürgermeister, lässt sich viel voranbringen. Das Einander-Geschichten-Erzählen bringt zueinander, schafft Nähe. Der Wunsch vieler Gubener ist es, mehr miteinander und gemeinschaftlich zu tun.

Das finale Highlight unserer Erzählreihe war der Bürgermeister Fred Mahrow. Er kam in den letzten Erzählalon, hörte sich alle Geschichten an, machte sich Notizen und erzählte als Letzter. Doch er erzählte nicht nur Geschichten, die für die Zukunft der Stadt wichtig sind, sondern er ging auf jede einzelne der vorangegangenen Geschichten ein, er reagierte auf jeden einzelnen Bürger.



3. Erzählalon am 26. August 2022 in der Alten Färberei mit Katrin Rohnstock (links)



Dies erinnerte mich ein bisschen an Afrika: Meine Freundin Dagomé, die aus Burkina Faso stammt, erzählt mir oft über ihre Heimat. In ihrer Kindheit und Jugend trat der König jeden Mittwochnachmittag vor seinen Palast. Auf dem Platz hatten sich Leute aus nah und fern versammelt, um ihm eine wichtige Geschichte aus ihrem Leben zu erzählen. Erst sprach der eine, dann der andere. Keiner sprach länger als nötig. Die Versammelten und der König hörten aufmerksam zu. Leider wird dieses Ritual heute nicht mehr gepflegt.

So wie jeder Mensch einmalig ist, ist es auch jede Stadt. In Guben gab es eine einmalige Fertigungstiefe. Hier wurde die Chemiefaser produziert, aus welcher Wolle hergestellt wurde, die wiederum Grundlage für die Hutproduktion war. Die Stadt war von großen Industriebetrieben geprägt, dem 1960 gegründeten VEB Chemiefaserwerk Guben sowie dem VEB Gubener Wolle und dem VEB Vereinigte Hutwerke Guben, deren Geschichte weit in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zurückreicht. Diese Betriebe, die bis Ende 1989 produziert und verkauft haben, wurden in der großen Transformation, beginnend mit der Währungsreform, weiterführend durch die Treuhand-Entscheidungen geschrumpft und abgewickelt. Mit dem Verschwinden der Industrie verschwand auch der Dreck, den sie verursachten. Guben wurde von einer Industriestadt zu einer grünen Stadt. Das ist erfreulich.

Die Liquidierung der Betriebe zog jedoch auch viele negative Veränderungen nach sich: Guben verlor viele seiner Arbeitsplätze, es verlor seinen Nachwuchs. Die jungen Leute zogen in den Westen. Für die meisten Gubener wurden diese Umbrüche zur biografischen Zäsur: von einer qualifizierten Beschäftigung plötzlich in die Arbeitslosigkeit zu fallen und neue Lebensperspektiven suchen zu müssen. Im Zuge dieses Umbruchs entwickelten die Gubener Bewältigungsstrategien, wie sie mit dieser schwierigen Situation umgehen können. Im Rückblick wird klar, auf welche Weise sie die Situation gemeistert haben. Erst durch das Erzählen kommen diese Bewältigungsstrategien ans Tageslicht, werden für den Erzähler selbst, aber auch für die Zuhörer offenbar.

Der Erzählalon ist ein Veranstaltungsformat, das Rohnstock Biografien vor 20 Jahren entwickelt hat und seitdem in den unterschiedlichsten Zusammenhängen praktiziert. Er bietet eine Struktur für die Ausgewogenheit zwischen Erzählen und Zuhören und bringt beides miteinander in eine Balance, denn in unserer Gesellschaft ist das Gleichgewicht zwischen Erzählen und Zuhören aus den Fugen geraten. Im Erzählalon bekommt jeder eine Stimme, jeder bekommt Raum, seine Geschichte zu erzählen – egal, wie alt er ist oder wie geübt im Erzählen. Während der eine erzählt, schenken alle in der Runde dem Erzähler ihre Aufmerksamkeit. Und ihren Respekt. So gibt der Erzählalon Raum für persönliche Erfahrungen. Jeder Mensch hat seine eigenen Er-

fahrungen. Jede Erfahrung ist wertvoll. Sie zusammenzutragen, ist wichtig für eine Stadtgesellschaft.

Ich durfte die drei Erzählalons in Guben moderieren und habe sehr viel dabei gelernt. Ich war erstaunt, wie weit sich die Gubener geöffnet, wie ehrlich sie erzählt haben – trotz der tiefen Depression, in der die Stadt viele Jahre steckte. Zu erzählen, Probleme unverblümt zu benennen, dazu gehört Mut und Vertrauen. Dafür danke ich allen Erzählern herzlich.

Die in den Erzählalons mündlich erzählten Geschichten schrieben wir, das Team von Rohnstock Biografien, auf. Sie wurden von den Erzählern gelesen und autorisiert und sind nun in diesem Buch veröffentlicht. Es ist eine Fundgrube für alle, die sich mit Guben verbunden fühlen oder die etwas von dieser Stadt begreifen möchten. Es könnte zur Pflichtlektüre von Politik, Verwaltung und Schule werden, denn nur im konstruktiven Zusammenspiel zwischen Kommune, Politik und Zivilgesellschaft wird es gelingen, die Herausforderungen der Zukunft zu meistern. Dabei kann die Verwaltung lernen, dass die Gubener Zivilgesellschaft viele Probleme selbst löst, wenn sie aus der Verwaltung die notwendige Unterstützung zur Selbsthilfe bekommt.

Das Bedürfnis nach gemeinschaftlichen Aktionen und Projekten ist in Guben groß, was mit der Altersstruktur der Stadt und der Abwanderung der jungen Leute zu tun hat. Viele ältere Menschen haben weder Kinder noch Enkel in der Stadt, weil diese weit entfernt leben. Entsprechend wünschen sich viele, mit jungen Leuten und Kindern zusammenzukommen.

Dieses Buch steckt voller Ideen. Ich hoffe, dass sie Kraft entfalten und umgesetzt werden.

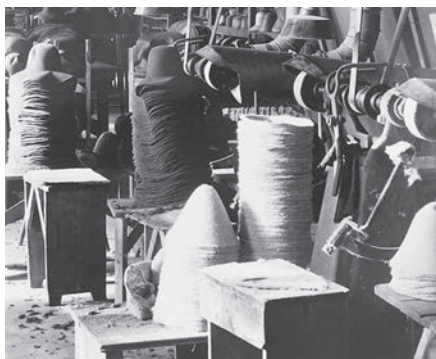
Ich danke Simone Liese und Steffen Ziethmann aus der Stadtverwaltung für die konstruktive und unkomplizierte Zusammenarbeit. Es hat uns Spaß gemacht. Ich danke Bürgermeister Fred Mahro, dass er uns in seine Stadt eingeladen hat. Und ich danke dem Team von der BTU, unter der Leitung von Prof. Dr. Heike Jacobsen und mit Nora Rigamonti, Vanessa Lau und Stefan Elsner, dass sie Rohnstock Biografien mit in das Projekt »Altersinnovationen« hineingeholt und uns dadurch die Chance gegeben hat, zu zeigen, was Erzählalons bewirken können.

Jena und Berlin, Dezember 2022

Katrin Rohnstock



**Historische Zäsur: Die Großbetriebe  
sind Geschichte**



## Auferstanden aus Industrieruinen

Wolfram Nelk war schockiert davon, was die Treuhand in Guben anrichtete. Mit Glück im Unglück entging der Betriebsratsvorsitzende der Arbeitslosigkeit und nahm erfolgreich den Weg aus der Gubener Wolle in die Abwasserwirtschaft.

**Wolfram Nelk**  
Jahrgang 1953

**I**ch wurde 1953 in Wernigerode geboren, wo ich später auch das Abitur ablegte. Nach meinem Studium der Physik der Hochpolymere in Merseburg arbeitete ich zwei Jahre als wissenschaftlicher Assistent an der Ingenieurhochschule in Cottbus. Anschließend war ich zehn Jahre in den Hutwerken Guben und ab 1987 in der Gubener Wolle tätig. Die Gubener Wolle war einer von fünf Volltuchbetrieben im Lausitzer Textildreieck. Außer in Guben standen Fabriken in Forst, Cottbus, Finsterwalde und Spremberg. »Volltuch« bedeutet, dass der Betrieb die gesamte Produktionskette vom Wollballen über die Färberei, die Spinnerei, die Weberei, die Appretur und die Endveredelung bis hin zum Tuchversand abwickelte.

Ich kam als Investingenieur zur Gubener Wolle und wurde zur Wendezeit in den Betriebsrat gewählt. Unser Betriebsratsvorsitzender kam gleich von der ersten Schulung im Westen nicht zurück – er hatte sich dort eine neue Arbeit gesucht. Als Stellvertreter rückte ich auf seinen Posten nach und bekleidete die ehrenvolle Position bis zur Abwicklung des Betriebes am 30. Juni 1992. In meinem Leben hatte ich viele anstrengende Jobs, diese Phase aber war meine schlimmste Zeit – eine Zeit härtester seelischer und moralischer Belastungen.

Die Gubener Wolle hatte 660 Beschäftigte. Unser größter Konkurrent, speziell im Hochvelourbereich, war die österreichische Firma Tiroler Loden. Die gab jedoch Mitte der Achtzigerjahre auf. Damit besetzten wir den Markt für

**Die Betriebsabwicklungen belasteten uns seelisch und moralisch aufs Härteste.**

Hochvelour- bzw. schwere Wollstoffe fast allein. Wir produzierten zwar auch leichte Wollstoffe, aber Geld verdient wurde mit dem schweren Hochvelour: schwere Wintermantel- oder exklusive Winterkostümstoffe, die an Unternehmen wie Gucci verkauft wurden – zu Preisen, die sich rechneten.

Mit der Währungsumstellung kam ein riesiges Problem auf alle DDR-Betriebe zu. Nach der Einführung der D-Mark am 1. Juli 1990 wurden unsere bis-

**Nach der Wende waren die Kosten höher als die Erlöse. Das Gleichgewicht von Lohn und Produktivität ging verloren.**

herigen Kalkulationen hinfällig. Materialpreise und alle Aufwände waren in DDR-Mark berechnet worden und plötzlich mussten wir alles in D-Mark bezahlen. Auch die Löhne mussten in D-Mark entrichtet werden. Die Kosten waren höher als die Erlöse, das rechnete sich einfach nicht. Nach der Wiedervereinigung studierte ich Betriebswirtschaft und mir war schnell klar: So et-

was ist aus betriebswirtschaftlicher Perspektive nicht machbar. Die Materialkosten waren die des Marktes, die Löhne aber eins zu eins aus DDR-Löhnen abgeleitet. Damit ging das Gleichgewicht von Lohn und Produktivität verloren; unsere Leute verdienten angesichts der geringen Produktivität viel zu viel.

Ich bin überzeugt, dass die D-Mark bewusst so schnell eingeführt wurde. Mit der Einführung einer anderen Währung kann man eine Wirtschaft ruinieren. Für den, der etwas von Betriebswirtschaft versteht, ist das eindeutig. Selbst der damalige Bundesbankpräsident Pöhl sagte sinngemäß: »Hätte man dem Westen über Nacht den österreichischen Schilling übergestülpt, wäre seine Wirtschaft genauso zusammengebrochen.«



Die Währungsunion war eine politische Entscheidung, die darauf zielte, die ostdeutsche Konkurrenz kaputt zu machen. Der damalige Staatssekretär im Finanzministerium und spätere Bundespräsident Horst Köhler sagte auf einer Treuhand-Präsidialsitzung am 21. Januar 1991 in Köln: »In der ostdeutschen Wirtschaft muss auch mal gestorben werden. Da muss auch mal Blut fließen. Die Treuhand ist eine politische Veranstaltung.«

Es kamen westdeutsche Berater zu uns nach Guben, ich weiß es noch wie heute. Meistens waren sie zu viert, jeder verdiente 1 200 bis 1 800 D-Mark – pro Tag! Ich will mich nicht zu Einzelnen äußern, ich kann aber sagen, dass derjenige, der für den technischen Bereich in unserem Betrieb zuständig war, von der Technologie der Wollvolltuchfertigung keine Ahnung hatte. Er kannte nicht einmal den Unterschied von Natur- und Stahlkarden, den Fruchtständen der Distel bzw. ihrer künstlichen Imitate, die wegen ihrer Widerhaken zum Aufrauen des Stoffes eingesetzt werden.

Ein einschneidendes Erlebnis war die Begegnung mit Herrn Lühmann, seines Zeichens Chef der Treuhand in Cottbus. Er stattete unserem Betrieb einen Antrittsbesuch ab. Unser Betriebsdirektor Herr Fettke wollte mit ihm in mein Büro. Während er die Tür öffnete, sagte er: »Das ist Herr Nelk, unser hauptamtlicher Betriebsratsvorsitzender.« Darauf Herr Lühmann: »So was gibt's in meinem Betrieb nicht« – und schmiss die Tür zu. Ich riss sie wieder auf und erwiderte: »Wir befinden uns immer noch in der Bundesrepublik Deutschland, oder ist das eine Bananenrepublik?« Der gute Mann war stockbeleidigt und ich hatte einen Fehler begangen.

**Viele der westdeutschen Treuhand-Berater hatten keine Ahnung von den Betrieben und deren Branche. Sie betrieben einen Kahlschlag.**

Als der Absatzdirektor Herr Holzner und ich uns Anfang 1992 entschlossen, die Gubener Wolle im Management-Buy-out zu übernehmen, und wir bei der Treuhand vorstellig wurden, konnte ich an Herrn Lühmanns Augen ablesen, dass der Termin aussichtslos war. Er hatte mich nicht vergessen, der gute Mann. Im Grunde hätte ich gleich gehen können. Am Ende unseres Gesprächs sagte die leitende Mitarbeiterin: »Na, dann werden wir mal die nötigen Vorbereitungen treffen.« Herr Lühmann allerdings wiegelte ab: »Da reden wir erst mal drüber. Für heute sind wir fertig.«

Nachträglich war ich froh, dass die Übernahme nicht geklappt hat. Nach Ende der Gubener Wolle gründeten vier Kollegen die Neue Gubener Wolle und stellten mit vielen Fördermitteln einen Betrieb auf, der leider sehr schnell pleite ging. Der Markt war bereits neu aufgeteilt und die Kollegen lange Zeit hochverschuldet.

Die Gubener Wolle wurde schrittweise abgewickelt. Zu DDR-Zeiten waren wir 660 Mitarbeiter gewesen, dann kamen die ersten 64 Entlassungen und das ging sukzessive weiter. Die Akquise von neuen Aufträgen wurde geschickt verhindert, indem wir nicht an Messen und Submissionsveranstaltungen teilnehmen durften. Die Treuhand erstattete uns die Standgebühren nicht – ein Messestand kostete mehrere Tausend D-Mark pro Woche und die Treuhand lehnte ab, das zu finanzieren. Wir selbst hatten keine Entscheidungsgewalt; alle nicht zur unmittelbaren Produktion benötigten Ausgaben waren genehmigungspflichtig. Ohne die Messen hatten wir aber keine Chance, unsere Produkte an den Markt zu bringen. Also mussten wir die Produktion einstellen. Am 30. Juni 1992 machten wir das Licht aus. Wie erwähnt, war das eine sehr harte Zeit. Besonders davon betroffen waren alleinstehende Mütter, die in der Wolle immer ihr Auskommen gehabt hatten und nun entlassen wurden. Ähnlich erging es Menschen, die drei, vier Jahre vor der Rente standen. Gerade drei Leute wurden vom Liquidator übernommen und arbeiteten auch später noch bei ihm, um die verbliebenen Immobilien und den Maschinenpark zu betreuen und abzuwickeln.

**Ich krallte mir die Leute, bevor sie in den Westen abwanderten. Nur so konnte der GWAZ wachsen.**

Ohne die Messen hatten wir aber keine Chance, unsere Produkte an den Markt zu bringen. Also mussten wir die Produktion einstellen. Am 30. Juni 1992 machten wir das Licht aus. Wie erwähnt, war das eine sehr harte Zeit. Besonders davon betroffen waren alleinstehende Mütter, die in der Wolle immer ihr Auskommen gehabt hatten und nun entlassen wurden.

Ähnlich erging es Menschen, die drei, vier Jahre vor der Rente standen. Gerade drei Leute wurden vom Liquidator übernommen und arbeiteten auch später noch bei ihm, um die verbliebenen Immobilien und den Maschinenpark zu betreuen und abzuwickeln.

Ich hatte nicht das Pech, arbeitslos zu werden. In Guben wurden genau zu dieser Zeit drei Geschäftsführerstellen ausgeschrieben, eine davon für den Gubener Wasser- und Abwasserzweckverband (GWAZ). Dort stieg ich am 1. Juli 1992 ein und blieb bis zu meinem Ausscheiden am 31. Dezember 2013 Geschäftsführer.

Als ich anfang, kam fast die komplette Belegschaft aus dem technischen Bereich. Kaufleute hatte ich nur zwei, ich brauchte aber eine kaufmännische Abteilung, also ging ich in Betriebe, die abgewickelt wurden, und warb gezielt Leute an – wie ein Headhunter. Ich gewann die Hauptbuchhalterin der Möbelfabrik Guben, die Hauptbuchhalterin vom Mischfutterwerk Großgastrose und die Hauptbuchhalterin der LPG Schenkendöbern. Alle hochprofessionell. Ich versuchte, Leute zu krallen, bevor sie in den Westen gingen. So stellte ich den Verband neu auf.

1992 hatte der GWAZ 43 Millionen D-Mark Schulden. Die Gründungsgeschäftsführerin des Verbandes hatte teilweise Kredite im Alleingang aufgenommen. Während einer Übergangszeit existierten der Verband und die Cottbuser Wasser- und Abwasser AG (CoWAG) nebeneinander. Zu dieser Zeit hatte der GWAZ noch keine Anlagen und damit kein Geschäft, die übernahmen wir erst mit meinem Eintritt und der Unterzeichnung des Überlassungsvertrages zwischen CoWAG und Verband.

Trotz der Schulden war eine Kläranlage für 120 000 Einwohnergleichwerte in Planung. Mit dem Einwohnergleichwert ist die biologische Schmutzfracht gemeint, die ein Einwohner in einem Jahr ins Abwasser einbringt, im Wesentlichen Organik wie Kot und Urin. Das bedeutete rund 18 000 Kubikmeter Abwasser täglich, wobei aufgrund eines Mischsystems in der Gubener Altstadt über die Haushaltsabwässer hinaus auch Regenwasser in die Kanalisation floss. Wir konnten die Stadt immerhin überzeugen, dieses System zu modernisieren und schrittweise die Regenwasserkanäle auszubauen. Das Abwasseraufkommen nimmt dadurch ab, denn das Regenwasser kann ins örtliche Oberflächenwasser geleitet werden, ohne dass dafür die hohen Kosten einer Aufbereitung durch die Kläranlage anfallen.

Da ich Physiker bin und mir 18 000 Kubikmeter vorstellen konnte, wurde ich skeptisch. Ich setzte durch, dass im alten Pumpwerk ein induktives Durchflussmessgerät (IDM) eingebaut wurde, ein Abwasserzähler, der genaue Messergebnisse liefert. Und siehe da, er maß zwischen 4- und 5 000 Kubikmeter Abwasser am Tag. Selbst bei Regen waren wir weit weg von 18 000. Gegen den massiven Widerstand der zweiten Geschäftsführerin, eben jener Gründungsgeschäftsführerin, schraubten wir die Planung auf 40 000 Einwohnergleichwerte herunter. Mit diesem Wert wurde die Anlage ausgeschrieben.

Es gab die alte Idee, eine Kläranlage gemeinsam mit dem polnischen Gubin zu bauen. Die wurde erneut aufgegriffen. Am niedrigsten Punkt der beiden Orte, wo das Wasser von allein hinfließt, stand immer noch die alte deutsche Kläranlage, nun auf polnischer Seite. Eine Machbarkeitsstudie ging zunächst negativ aus, doch das befriedigte uns nicht. Ich suchte mir Partner beim Bundesumweltministerium und fand dort einen Referatsleiter, der engagiert war und die entsprechenden Fördermittel auftrieb. Am Ende bauten wir die gemeinsame deutsch-polnische Kläranlage für 90 000 Einwohnergleichwerte: 40 000 für Guben, 30 000 für Gubin und rund 20 000 Reserve für Starkregenereignisse, denn auf der polnischen Seite gab es kein Niederschlagswassersystem. Die Kläranlage ging 1998 in Betrieb und läuft heute noch.

**Alte Ideen müssen neu gedacht werden, so wie bei der gemeinsamen Kläranlage mit Gubin.**

So weit die Kurzversion der Geschichte. Schaut man näher hin, gab es eine Unmenge von Widerständen zu überwinden. Das ging schon los mit dem Förderchaos. Wir erhielten 6 Millionen D-Mark Förderung vom Bundesumweltministerium ausschließlich für die polnische Seite, 3,6 Millionen vom Land Brandenburg und 10,75 Millionen finanzierten wir selbst. Insgesamt bauten wir für 20,35 Millionen D-Mark. Gleichzeitig und von demselben Generalauftragnehmer erfolgte die Sanierung und Erweiterung des polnischen

**Bei der Umsetzung gemeinsamer Projekte galt es, eine Unmenge von Widerständen zu überwinden und das Förderchaos zu entwirren.**

Kanalnetzes für 6,6 Millionen D-Mark, wovon 6 Millionen D-Mark aus dem EU-Programm »Phare cross-border« kamen, der Rest von der Gemeinde Gubin. Die Sanierung der Regenrückhaltebecken und der Neubau eines Haupt-

pumpwerks auf der deutschen Seite wurden über das EU-Programm »Interreg II« mit 3,2 Millionen D-Mark gefördert. Die unterschiedlichen Förderprogramme führten zu Komplikationen. Bei Interreg II durfte es keine Nicht-EU-Bürger als »Endbevorteilte« geben, und für die Fördermittel, die die polnische Seite aus Phare cross-border bezog, waren wiederum keine endbevorteilten EU-Bürger zugelassen. So hatten wir

schließlich eine Baustelle mit drei Auftragsvergaben, drei Buchhaltungen und fünf Fördermittelabrechnungen. Das machte Spaß! Aber wir bekamen es hin. Die Technik kam hauptsächlich von der Schweizer Firma Techfina.

Bis 1998 sanierte ich den Verband so weit, dass die Schulden von 43 Millionen auf rund 21 Millionen D-Mark sanken. Das konnten wir aus dem Anlagevermögen und unseren Abschreibungen refinanzieren, ohne Bauchschmerzen zu bekommen. Über das, was sich bei der Zusammenarbeit mit westdeutschen Ingenieurbüros abspielte, könnte ich ein Buch schreiben. Da gab es einen Planer aus Kempten, der vor meiner Zeit mit der Planung der gesamten Entwässerung des Verbandsgebiets einschließlich einer deutschen Kläranlage beauftragt worden war. Tatsächlich machte er Bleistiftstriche auf Landkarten. Er schaute sich nicht einmal die Geodäsie – die Gegebenheiten im Gelände – an, rechnete aber bis Phase 2 der Honoraranordnung für Ingenieure ab. Ich fahre leicht aus der Haut und auf einer Autobahnraststätte vor Hof lösten wir den Vertrag mit ihm ein für alle Mal. Wir stellten ihm ein Ultimatum: »Entweder Sie stimmen der Vertragsauflösung zu oder wir gehen vor Gericht.« Der Wasserverband Finsterwalde hatte vor dem Oberverwaltungsgericht erfolgreich gegen das Ingenieurbüro Richter aus Frankfurt am Main wegen eines ebensolchen Sachverhalts geklagt, das juristische Terrain war also abgesteckt.

Zwischenzeitlich kam in der Stadtverwaltung die Idee auf, mich als Geschäftsführer abzulösen. Einige Abgeordnete meinten, die Stadt könne ohne die Dörfer geringere Gebühren bezahlen. Die Gemeinden stellten sich jedoch dagegen, sodass ich den Posten behielt.

Im Jahr 2000 kam der Schuldenmanagement-Fonds des Landes Brandenburg auf mich zu. Ich sollte als technischer Analysator und Betriebsführer die Verbände Schwielochsee-West und Friedland-Lieberose sanieren. Mit Hilfe des Fonds reduzierte ich die Schulden beider Verbände, der eine mit 7, der andere mit 8 Millionen Euro verschuldet, bis 2005 auf Null. 2015 traten

sie dem GWAZ bei, sodass das Verbandsgebiet jetzt deutlich größer ist als zu dem Zeitpunkt, an dem ich den Verband übernommen hatte. Heute wird eine Fläche bewirtschaftet, die nur etwas kleiner ist als Berlin, allerdings leben in dem Gebiet weniger als 32 000 Menschen. Als ich den Job im Verband antrat, versorgte der GWAZ allein in Guben und Umland rund 35 000 Menschen. Da man im mittlerweile deutlich vergrößerten Einzugsgebiet nur noch für rund 32 000 Einwohner zuständig ist, mussten einige strukturelle Veränderungen umgesetzt werden, das heißt, Personal abgebaut und neue technische Lösungen und Konzepte realisiert werden. Nur so ließ sich eine vernünftige Wasserpreis- und Wassergebührenpolitik betreiben.

Nach den besagten Sanierungen begann ich, für die Stadt Döbern die Döberner Wasserversorgung GmbH und den Wasserverband Döbern-Land zu sanieren. Das wurde von unserem damaligen Bürgermeister jedoch auf halbem Wege abgebrochen. Es gab, vorsichtig formuliert, politische Unverträglichkeiten zwischen den Verantwortungsträgern.

Mein Vertrag, den ich 1992 vom Bürgermeister der Stadt Guben bekommen hatte, lief 2013 mit meinem sechzigsten Lebensjahr aus. Ich wäre gern geblieben, aber der 2013 amtierende Bürgermeister Klaus-Dieter Hübner war nicht bereit, meinen Vertrag angemessen zu verlängern: Das Angebot, das er mir machte, war wesentlich schlechter als mein existierender Vertrag. So schied ich zum 31. Dezember 2013 aus.

Rückblickend war das gut. Ich gründete und führte über drei Jahre ein Beratungsbüro für kommunale Wasser- und Abwasserentsorgung und übernahm noch einmal die Interimsleitung des Wasserverbandes Burg, den ich weitgehend sanierte. Leider bekam ich Probleme mit dem Herzen, eine Folge des jahrelangen Stresses. Ich war letztlich froh, in dieser Phase nicht arbeiten zu müssen. Am 31. August 2016 ging ich in den wohlverdienten Ruhestand. Der Erhalt meiner Gesundheit, die Beziehung zu meinen Kindern und Enkeln und die Grundstückspflege wurden mein Lebensinhalt.

Guben hat in den letzten Jahren eine vernünftige Entwicklung genommen. Wir sind nicht Berlin und sicherlich können wir uns nicht mit Städten wie Dessau vergleichen, wo meine Tochter wohnt – Städte, die in der Mitte Deutschlands liegen und Großindustriestandorte sind. Aber wenn ich an die Nachwendjahre denke, an die vielen Ruinen im Industriegebiet Süd, die man sich kaum traute, einem Fremden zu zeigen, dann kann ich sagen: Seitdem ist viel geschehen. Inzwischen wird das Industriegebiet erweitert. Auch da hat der GWAZ die komplette Ver- und Entsorgung erneuert.

**Die Stadt hat in den letzten Jahren eine vernünftige Entwicklung genommen. Doch Guben ist nicht Berlin.**

## Abbruch und Aufbruch

Als Expertin für Vorschulerziehung und Krippenleiterin leidet Hannelore Menzel daran, wie das Krippensystem der DDR nachträglich schlechtgemacht wurde. Nach der Wende übernahm sie vielfältige Aufgaben in der Gubener Stadtverwaltung.

Hannelore Menzel  
Jahrgang 1947

Ich war Krippenerzieherin, Krippenleiterin sowie Fachberaterin für Vorschulerziehung. Zum Zeitpunkt der Wende war ich als Pädagogin an der Betriebsakademie des Gesundheits- und Sozialwesens in Guben für die Fortbildung von Krippenerzieherinnen zuständig. Als ich im Dezember 1990 schriftlich mitgeteilt bekam, dass die Betriebsakademie abgewickelt und ich ab dem 1. Januar 1991 arbeitslos sein würde, kam das für mich einem K.-o.-Schlag gleich. Ich hatte meine Arbeit mit Freude ausgeübt, mich über die Jahre immer weiter qualifiziert und die Möglichkeit bekommen, zu studieren – auf dieser Stelle hatte ich noch viel vorgehabt. Unter anderem wollte ich erreichen, dass Mitarbeiter von Krippen und Kindergärten zum Wohle der Vorschulkinder enger zusammenarbeiten.

Für ein halbes Jahr rutschte ich in eine sogenannte Warteschleife, in der ich noch etwas Gehalt bekam. Ich war nicht die Einzige; Mitarbeiter aus dem Jugendgesundheitschutz wurden zur gleichen Zeit entlassen. Nach dem Motto »Gemeinsam sind wir stark« taten wir uns zusammen. In der Landesregierung von Brandenburg kämpfte Regine Hildebrandt vehement gegen die hohe Arbeitslosigkeit an. Die Warteschleife wurde in Kurzarbeit umgewandelt: Zu 25 Prozent durfte ich weiterarbeiten, was natürlich keine dauerhafte Perspektive war. Ich bewarb mich beim Landratsamt. Die hatten jede Menge Bewerber und entsprechend viele Absagen wurden erteilt.

**Wir kämpften gemeinsam gegen die Warteschleifen, in die uns die Arbeitslosigkeit brachte.**

Ein Personalgespräch werde ich nie vergessen: »Na, wegen Ihnen können wir doch nicht jemand anderen entlassen.« Keine wahnsinnig hilfreiche Aussage für jemanden, der den Willen zeigt, Arbeit zu finden.

Bei der Stadtverwaltung Guben bewarb ich mich auf eine frei gewordene Stelle im Bereich Krippenverwaltung. Dort wurde ich 1991 als Kitaverwaltungsleiterin angenommen. Auf den ersten Blick schien es Glück zu sein, dass diese Stelle frei war und ich nicht lange suchen musste. Erst weit später erfuhr ich, dass Mitarbeiter aus etlichen Kinderkrippen eine Petition mit vielen Unterschriften eingereicht und sich darin bei der Dezernentin für mich eingesetzt hatten. Das war der berühmte soziale Zusammenhalt im Osten. Offensichtlich hatte ich Spuren hinterlassen.

Am 1. März 1991 fing ich bei der Kitaverwaltung an. Zu dieser Zeit gab es 33 Kindertagesstätten in Guben. Heute sind es noch acht – das muss man sich einmal vorstellen. Die Menschen stimmten mit den Füßen über die neuen Verhältnisse ab, indem sie Guben und die Region verließen.

Außerdem sanken die Geburtenzahlen drastisch. Durch den Zusammenbruch der Wirtschaft und die dramatische Arbeitslosigkeit fiel die Geburtenrate auf rund ein Drittel des Wertes aus dem Jahr 1989. In der Folge gab es bald ein Überangebot an Kindertagesstätten. Ich kann das an konkreten Zahlen verdeutlichen: 1985 verzeichnete Guben 532 Geburten, im Jahr 2000 waren es nur noch 149. Die alten Größenordnungen an Krippen, Kindergärten oder Grundschulen brauchte man nicht mehr.

Meine familiäre Situation war bescheiden in dieser Zeit. Mein Mann und mein Sohn waren beide im Maschinenbaubereich des Hutkombinats tätig und wurden gleichzeitig arbeitslos, weil der Betriebsteil abgewickelt wurde. Damit brach für uns eine Welt zusammen. Hinzukam die unvermittelte und permanente Infragestellung der Kinderbetreuung in der DDR, im Grunde die nachträgliche Entwertung der von mir geleisteten Arbeit. Plötzlich wurde der Sinn der Krippenerziehung an sich infrage gestellt: Was habt ihr alles falsch gemacht! Ihr habt die Kinder nach wenigen Monaten in die staatliche Betreuung abgegeben, sie zur gleichen Zeit aufs Töpfchen gesetzt und eure Mütter waren »Rabenmütter«, weil sie ihre Kinder in die Krippe brachten, um arbeiten zu gehen. In der Lausitzer Rundschau wurde eine öffentliche Debatte darüber geführt. Überschrift: »Nestwärme«.

Ich selbst war also eine Rabenmutter gewesen, weil ich mein Kind in eine Kindertagesstätte gegeben hatte? In mir baute sich ein innerer Druck auf, der mich vor eine Zerreißprobe stellte, weil ich weiterhin zu meiner Arbeit

**Die Menschen stimmten mit den Füßen über die neuen Verhältnisse ab, indem sie die Lausitz verließen.**

stand. Denn hinsichtlich der inhaltlichen Arbeit und des Niveaus der Kindertagesbetreuung hatten wir in der DDR sehr viel geleistet. Die Ausbildung war fundiert und es gab regelmäßige Fortbildungen für die Mitarbeiter, wir organisierten jährlich eine Krippenerziehertagung, monatlich eine fachspezifische Krippenleitertagung, Hospitationsseminare und Ähnliches. Mit den Kindereinrichtungen war die Gleichberechtigung der Frauen verbunden, nur so wurden sie finanziell unabhängig. Sie konnten ihr eigenes Geld verdienen und ihre eigenen Stärken entwickeln. Das erlebte ich selbst.

Enttäuscht war ich von einigen Kollegen, mit denen ich Projekte zur Vorschulpädagogik umgesetzt hatte. Aus Opportunismus oder Existenzangst stimmten sie in den Chor derjenigen ein, die die Kinderkrippen schlecht redeten. Ich war entsetzt über den Sinneswandel. Natürlich: Wer arbeitet, macht Fehler. Man kann immer etwas verbessern. Die grundsätzliche öffentliche Ablehnung meiner Arbeit jedoch, für die ich eigentlich brannte, rüttelte an meinem Selbstwertgefühl. Mein soziales Umfeld und meine optimistische Grundhaltung halfen mir, damit umzugehen: nicht zu verdrängen, sondern zu verarbeiten und einzuordnen.

Als Leiterin der Kitaverwaltung musste ich auch neue berufliche Herausforderungen meistern. Ich erinnere mich an eine der jährlichen Krippenerzieher tagungen, zu der wir Kindergärtnerinnen eingeladen hatten. In der DDR hatten Krippen zum Gesundheitswesen gehört, Kindergärten zur Volks-

**Nach der Wende gab es einen Sinneswandel: Altes war plötzlich schlecht und galt als untragbar.**

stimmten sie in den Chor derjenigen ein, die die Kinderkrippen schlecht redeten. Ich war entsetzt über den Sinneswandel. Natürlich: Wer arbeitet, macht Fehler. Man kann immer etwas verbessern. Die grundsätzliche öffentliche Ablehnung meiner Arbeit jedoch, für die ich eigentlich brannte, rüttelte an meinem Selbstwertgefühl. Mein soziales Umfeld und meine optimistische Grundhaltung halfen mir, damit umzugehen: nicht zu verdrängen, sondern zu verarbeiten und einzuordnen.



bildung. Einige Kindergärtnerinnen kamen und stellten fest: »Ach, das sind hier alles nur Krippenerzieher? Dann gehen wir wieder.« Es gab dieses Ressortdenken, Volksbildung versus Gesundheitswesen. Nun war alles zusammengelegt. Für DDR-Kindergärtnerinnen war es eine Herausforderung, sich einer »Krippentante« wie mir unterordnen zu müssen. Doch letztlich passten wir gut zusammen, wir schafften das.

In der DDR hatte es die Fachschulausbildung Krippenerzieherin und die Fachschulausbildung Kindergärtnerin gegeben. Um beide Berufsabschlüsse nach der Wende gleichzustellen, wurde ein »Hundert-Stunden-Programm« gestartet, eine sogenannte Anschlussqualifizierung. Danach durften sich alle, ob sie nun in Krippe, Kindergarten oder Hort gearbeitet hatten, Erzieher nennen. Das war das Neue. Die Lehrkräfte für dieses Programm waren gestandene Fachkräfte aus der DDR, unter anderem meine Wenigkeit und andere Profis aus Guben. Es war paradox.

Eine Kollegin, die nach Westdeutschland gegangen war, rief mich öfter mit der Bitte an: »Schick mir doch mal Unterlagen aus der Krippenpädagogik. So etwas haben die hier nicht.« Sie saß in Hamburg und war heilfroh über unsere Entwicklungsbögen, einen Leitfaden für die Erziehungsarbeit in Kinderkrippen und anderes mehr.

Was mir am eigenen Leib widerfahren war, musste ich im Auftrag der Stadt Guben nun mit Kindertagesstätten vollziehen: sie abwickeln. Abgesehen von den Kitas zog der Geburtenknick jedoch noch viel weitere Kreise. Im Krankenhaus Guben gab es bald keine Geburtsstation mehr. An den Grundschulen setzte sich die Entwicklung fort: Wir hatten 1989 sieben Grundschulen in der Stadt, heute sind es noch zwei. Für die Lehrkräfte war, anders als bei Krippen und Kindergärten, nicht die Stadt zuständig, sondern das staatliche Schulamt.

Gegen das Vorhaben, Schulen aufzulösen, gab es ernst zu nehmende Bürgerbegehren. Gubener Bürger, Eltern, Lehrer und Kinder wehrten sich gegen die Schulschließungen. In diesem Zusammenhang wurde ich unglaublich angefeindet. Ich versuchte, das auszuhalten und Verständnis aufzubringen. Dabei konnten wir eine Schule noch vergleichsweise »harmonisch« abwickeln: Die Klassen gingen geschlossen an einen neuen Schulstandort und wurden nicht auseinandergerissen und Lehrer behielten einen Arbeitsplatz, selbst wenn sich ihr Einsatzort änderte. In der Gubener Woll- oder im Hutwerk war das anders. Die arbeitslosen Weber oder Hutmacher fanden in Guben keinen adäquaten Arbeitsplatz mehr.

**Die allgemeine Unsicherheit bescherte den Geburtenknick Anfang der Neunzigerjahre. Kindergärten und Schulen wurden abgewickelt.**



Ich bekam Gelegenheit, in der Stadtverwaltung weitere Aufgaben zu übernehmen. So wurde ich unter anderem Schulverwaltungsamtsleiterin. Die Schulverwaltung wurde später mit den Bereichen Jugend, Sport und Kultur zusammengelegt – das war eine Herausforderung! Aus der ehemaligen Wilhelm-Pieck-Gedenkstätte zum Beispiel wurde das Ausstellungszentrum in der Hegelstraße und aus der ehemaligen Städtischen Krippe H. II das Deutsch-Slawische Kulturzentrum in der Uferstraße. Wir leisteten viel für die Kultur in Guben. Das Ausstellungszentrum in der Hegelstraße entwickelte sich zu einer guten Adresse in der Region. Sogar aus Cottbus, Eisenhüttenstadt oder Frankfurt kamen die Besucher. In der alten Fabrik der Gubener

**Es braucht eine gute Kinder- und Jugendsozialarbeit sowie attraktive Angebote, mit denen sich die nachwachsende Generation identifizieren kann.**

Wolle wurden Konzerte organisiert und ein Theaterprojekt namens »Der Dibbuk«. Die Akteure waren Gubener Bürger und Schüler.

An den Zahlen der Lernanfänger pro Schuljahr lässt sich ablesen, dass der Bedarf erheblich geschrumpft ist: 1991 gab es 460 Lernanfänger, im Jahr 2000 waren es nur noch 129. Derzeit haben wir uns ungefähr bei 100 Lernanfängern pro Schuljahr eingependelt. Das ist traurig und deshalb freue ich mich über die Rückkehrerinitiativen unserer Stadt. Das Ni-

veau aus den Achtzigerjahren werden wir dennoch in absehbarer Zeit nicht wieder erreichen.

Die Jugendarbeit gehörte ebenfalls zu meinen Aufgaben in der Stadtverwaltung. Erstmals führten wir in Guben Jugendsozialarbeit ein: an den Schulen die Schulsozialarbeit und darüber hinaus Jugendklubs. Zusammen mit den Vereinen stellten wir hiermit Weichen für ein attraktives Jugendangebot in Guben. Mit der Jugendsozialarbeit in den Jugendfreizeiteinrichtungen Fabrik e.V., Jugendclub Comet, »no budget« und dem Jugendfreizeitzentrum im Wohnkomplex IV wurde in Guben ein vielfältiges, sinnvolles Freizeitangebot für Kinder und Jugendliche gewährleistet.

Die Schulsozialarbeit an den weiterführenden Schulen – Europaschule, Realschule, Gesamtschule 2, Gymnasium – ist für alle Anliegen der Lernenden und deren Eltern da. Bei Problemen mit Mitschülern, dem Lehrpersonal oder bei Schwierigkeiten zu Hause und mit verschiedenen Lebensthemen stehen Fachleute mit Rat und Hilfe zur Verfügung.

Diese Jahre waren, wie dargestellt, eine Zeit intensiver Entwicklung in der Stadt. Neues entstand und von manchem musste man sich trennen. Straßen wurden umbenannt und Schulnamen veränderten sich. Solche Entscheidungen waren teils schwer vermittelbar.

Berühmt-berüchtigt wurde Guben im Februar 1999: Fremdenfeindliche Gubener trieben Ausländer durch die Stadt. Es war eine Hetzjagd, die da stattfand. In der Folge wurde ein Projekt mit einem mobilen Beratungsteam gegen Rechtsextremismus in Brandenburg ins Leben gerufen. Das Ergebnis einer tiefgründigen Analyse legte einen Schwerpunkt auf die intensive Jugendsozialarbeit – mit Erfolg.

Eine tolle Unterstützung ist die Christian-Alexander-Stiftung für Jugendförderung. Der Stifter hatte durch seine Tätigkeit für die Firma Trevira in den Neunzigerjahren eine besondere Beziehung zu Guben und wollte mit der Stiftung die Kinder- und Jugendarbeit in der Neißestadt fördern. Benannt worden war die Stiftung nach seinen beiden Söhnen Christian und Alexander. Sie unterstützt die Jugendarbeit in Sportvereinen, Kultur und darüber hinaus. Eine großartige Initiative – die von außen kam.

Im Jahr 2000 fand das erste Frühlingsfest im Rahmen der »EXPO 2000« zusammen mit dem polnischen Gubin statt. Guben war in aller Munde. Das Fest in der Altstadt durchzuführen, war ein Novum. Wir hatten einen Riesenbammel, ob Händler und Besucher mitziehen würden, aber es wurde ein großer Erfolg. Die Gubener und Gubiner stellten die halbe Stadt auf den Kopf und merkten, wie gut man gemeinsam feiern kann.

Im Bereich Stadtgeschichte wurde ein Projekt zu Corona Schröter gestartet, einer deutschen Sopranistin, Schauspielerin und Komponistin. Sie wurde auf

**Die Wendezeit war eine Zeit intensiver Entwicklung: Neues entstand, von Altem musste man sich trennen.**



der heute Gubiner Seite geboren. Anlässlich ihres 250. Geburtstages organisierten wir eine Corona-Schröter-Festwoche. Es war toll, was da zusammengetragen wurde. Zahlreiche Gubener wirkten an einer Broschüre mit. Später wurde eine Grundschule nach der Künstlerin benannt.

Von 1991 an bis zu meinem Ruhestand war ich zuständig für Schule, Jugend, Sport, Soziales, Kultur und den Seniorenbeirat. Letzterer hat bis heute großes Gewicht. Er redet mit, ebenso der Kinder- und Jugendbeirat. Wir führten Schulstrukturen wie in den Altbundesländern ein. Von sieben Grundschulen blieben zwei, von vier weiterführenden Schulen erst drei, später ebenfalls nur noch zwei. Ein Kuriosum aus dieser Zeit: Nach dem neuen Brandenburgischen Schulgesetz konnte die Stadt, die Kommune, nur Träger von Grundschulen sein. Doch was sollte mit den übrigen Schulen passieren? Das Gymnasium ging an den Landkreis, die anderen Schulen aber wollte die Stadt in Trägerschaft behalten. In diesem Sinne musste der Landkreis dazu gebracht werden, einen Beschluss zur Übernahme der weiterführenden Schule abzulehnen. So blieben die Realschule, die Gesamtschule und die Europaschule bei der Kommune.

Die Gubener Europaschule »Marie & Pierre Curie« hatte einen sagenhaft engagierten Schulleiter, Dagobert Schwarz. Unter seiner Leitung erhielt die Schule als erste im Land Brandenburg den Titel »Europaschule«. Die gymnasiale Oberstufe mit dem deutsch-polnischen Schulprojekt wurde wegen der schwindenden Schülerzahl später abgewickelt. Bis heute ist die Altersstruktur das Grundproblem in Guben.

Auch für den Bereich Sport war ich zuständig. Die Gubener Sportvereine haben eine lange Tradition. In den Achtzigerjahren hatte es unter anderem vier Handballvereine gegeben – mittlerweile nur noch einen. Vereine wurden zusammengelegt und kooperierten miteinander, um einzelne Sportarten und den Sportbetrieb weiter am Leben zu erhalten.

Erinnernswert ist auch, dass wir in Guben zwei Polikliniken hatten, eine in der Klaus-Herrmann-Straße und eine große Betriebspoliklinik im Chemiefaserwerk. Beide gibt es nicht mehr. Mit der Betriebspoliklinik war es wie mit meiner Betriebsakademie: »So etwas hält man sich nicht.« Damit lässt sich kein Geschäft machen. Also wurde zugemacht und abgewickelt. Was blieb den Ärzten? Sie waren gezwungen, sich frei niederzulassen und eine Arztpraxis auszustatten. Nicht jeder konnte das finanzieren, nicht jeder wollte dieses Risiko auf sich nehmen. Über die Medizinische Einrichtungsgesellschaft GmbH versuchte man, das Problem

**Die Altersstruktur ist bis heute ein Grundproblem der Stadt Guben: Es fehlt an jungen Leuten, die die Entwicklung unterstützen und vorantreiben.**

abzufangen. Diese MEG GmbH ist jetzt am Naëmi-Wilke-Stift als Gesellschafter angesiedelt, wodurch eine privatwirtschaftlich tätige Gesellschaft zur Basis für die ambulante Tätigkeit der Ärzte wurde. In gewisser Weise etablierte man damit über die Hintertür der Ärztehäuser wieder das bewährte Prinzip der Poliklinik.

Heute gehört die nicht ausreichende medizinische Versorgung zu den drängendsten Problemen in Guben. Die Ärzte klagen, sie würden von der Bürokratie erdrückt. Viele medizinische Leistungen werden in Guben nicht angeboten. Ich erlebe das in meinem Umfeld: Zum MRT geht's nach Eisenhüttenstadt und zum Augenarzt nach Forst, Cottbus oder Peitz. Das kann doch nicht wahr sein! Da müssen wir Ressourcen bündeln, um zu Lösungen zu kommen.

Im Oktober 2012 ging ich in den Ruhestand. Kurze Zeit später wurde ich gebeten, übergangsweise die Geschäftsführung der Gubener Sozialwerke gGmbH mit dem dazugehörigen Altenpflegeheim zu übernehmen. Bis 2015 konnte ich dann noch einmal Erfahrungen mit der Arbeit in einer gemeinnützigen GmbH sammeln. Ich engagiere mich nach wie vor im Gubener Heimatbund und bin Mitglied in den Redaktionsteams, die jährlich den Heimatkalender und den Heimatbrief herausgeben. Des Weiteren bin ich in meiner zweiten Legislaturperiode Schöffe am Oberverwaltungsgericht Berlin-Brandenburg in Berlin. Das ist eine außerordentlich interessante Aufgabe. Ich arbeite im sechsten Senat mit, wo es um soziale Fragen geht. Zu einer Tätigkeit als Schöffe kann ich junge Leute nur ermutigen.

Die Herausforderungen nach der Wende waren andere als heute. Heute geht es um Strukturwandel, Energie- und Klimakrise, Krieg in Europa, Corona und Überalterung der Bevölkerung. Wir müssen heute Verbündete finden, die gemeinsam mit uns an Lösungen für die Zukunft arbeiten.

Nach der Wende kümmerten wir uns um viele Projekte in Guben selbst. Sozialprojekte, Brückenschläge nach Polen, Freiwilligeneinsätze. Ich halte es für wichtig, diese Projekte genau zu evaluieren. Eines der Projekte damals war das Bundesprojekt »Wir kümmern uns selbst«. Dabei ging es um Jugendliche, die im öffentlichen Raum des Öfteren zu einem Ärgernis für Anwohner wurden. Diese Probleme gibt es heute wieder. Warum können wir nicht aus den Erfahrungen von damals lernen? Dazu braucht es keine Neuauflage von Projekten.

Die Sozialraumstudie »Kleinräumige lebenslagenbezogene kommunale Sozialberichterstattung für die Stadt Guben«, die Prof. Dr. sc. oec. Uta Meier-

**Viele Projekte entstanden aus der Eigeninitiative der Gubener Bürger. Ihr Know-how muss weiterhin genutzt werden.**

Gräwe und andere in den Jahren 2013/2014 veröffentlicht hatten, sollte fortgeführt werden. Diese Studie hat konkrete Daten zur Lebenssituation der Gubener Bevölkerung, zur Altersstruktur, Berufsstruktur und Wohnsituation generiert. Solche Zahlen bräuchten wir heute, um zu wissen, wo wir ansetzen müssen. Ich würde mir außerdem wünschen, dass wir das berufliche Know-how und die Lebenserfahrung der Gubener Senioren stärker nutzen. Man könnte zum Beispiel eine Seniorenbörse oder einen Seniorenpool einrichten, eine Plattform, über die Unternehmen Senioren erreichen können, wenn es personelle Engpässe gibt. In Branchen, die sich technologisch schnell wandeln, mag das schwierig sein, in Kindertagesstätten, der Pflege usw. ist es jedoch möglich. Das würde älteren Menschen das Gefühl geben, gebraucht zu werden. Gebraucht zu werden, hält fit und sorgt für soziale Integration.

### **Die Kultur- und Kunstszene Gubens zu fördern, bedeutet, die Stadt in die Zukunft zu führen.**

Am Herzen liegt mir auch die Kultur. Es gab eine richtige Kulturszene in Guben. Über Mundpropaganda sprach sich herum, wo man hingehen musste. Und so traf man sich. Sogar Gäste aus dem Umland kamen nach Guben, wenn eine Ausstellungseröffnung anstand. Das Ausstellungszentrum an der ehemaligen Grundschule 3 war eine bekannte Adresse, genau wie

das Deutsch-Slawische Kulturzentrum. Das alles brach weg. So etwas neu zu entwickeln, wird viel Einsatz kosten. Das wäre eine Aufgabe für den Gubener Kunst- und Kulturbeirat.

In Guben leben viele Kulturschaffende – ich denke nur an das Seniorenkabarett »Herbstzeitlose« oder die Gubener Kunstgilde. Irgendwer müsste bloß die Kulturaktivitäten koordinieren. Ich könnte mir auch vorstellen, dass es manche Gubener gibt, die zwar nicht mehr Auto, gern aber mit einem Theaterbus nach Cottbus fahren würden. So etwas hat es früher schon gegeben.

Aus meiner Sicht war die Wende Abbruch und Aufbruch zugleich. Ich finde es herrlich, wenn jemand sagt, dass er mit der Wende versöhnt sei. Solche Umwälzungen sind Herausforderungen, sich von Gewohntem zu trennen. Ich sehe nicht nur den Verlust. Es ist gut, sich auf Neues einzulassen. Heute nennt sich das Resilienz, Überlebensfähigkeit. Das soziale Umfeld spielt dabei eine wichtige Rolle. Damit meine ich die Familie, Freunde und den Kollegenkreis. Ich hätte mich in meine neuen Aufgaben nie so einarbeiten können, wenn ich nicht engagierte Mitarbeiter gehabt hätte. Der Wandel ist das Beständigste, was es in einer Gesellschaft gibt.

## **Keine Zeit für die Côte d'Azur**

Der Ingenieurpädagoge Bernd Klostermann war einst an der Betriebsberufsschule des Chemiefaserwerks angestellt. Während andere nach der Wende die neue Reisefreiheit genossen, sicherten er und seine Mitstreiter Hunderten Jugendlichen eine ordentliche Ausbildung.

**Bernd Klostermann**  
Jahrgang 1943  
**Henrike Klostermann**  
Jahrgang 1944

**W**ir kamen 1966 nach Guben. Wir hatten gemeinsam in Magdeburg ein Studium als Ingenieurpädagogen, Fachrichtung Chemie, absolviert. Meine Frau hatte im Buna-Werk in Schkopau und ich im Hydrierwerk in Rodleben bei Roßlau gearbeitet – beides Betriebe, die bekannt waren für die unangenehmen Gerüche und die schlechte Luft in ihrem Umkreis, das Buna-Werk insbesondere ob des herabrieselnden Karbidstaubs.

Nach dem Studium wollten wir an einem unserer Arbeitsorte eine Wohnung beziehen, heiraten und eine Familie gründen. Aus einer Wohnung wurde aber an beiden Orten nichts. Es gab generell zu wenig Wohnraum und ledige Personen sollten möglichst in ihren Familien wohnen bleiben. Ein junges Ehepaar aufzunehmen, war den Eltern wegen der beengten Wohnverhältnisse jedoch nur selten möglich. In dem im Aufbau befindlichen Halle-Neustadt gab es für uns keine Chance auf eine Wohnung, weil wir noch keine Kinder hatten und bei den Wohnungsämtern vorrangig noch der Antragsstau abgebaut wurde. Doch eines Tages besuchten wir einen Studienkollegen in der Wilhelm-Pieck-Stadt Guben, der im Chemiefaserwerk arbeitete. Wir kamen mit einem Motorroller der Marke Berlin und waren erstaunt, dass hier rundherum Wälder standen und keine Industrie-

**Guben war und ist eine schöne und saubere Stadt. Sie liegt inmitten von Wäldern und stank nie, trotz der ansässigen Industrie.**

schlote Gestank und Staub verbreiteten. Der Chemiefaserbetrieb hatte einen einzigen Schlot von 130 Metern Höhe. Die Schornsteine anderer Gewerke und Betriebe waren im Laufe der Jahre verschwunden oder nicht mehr in Betrieb, weil sie ihre Wärmeenergie genau wie die Neubaugebiete der Stadt über lange Rohrleitungen vom Industriekraftwerk des Chemiefaserwerks erhielten. Wir erlebten mit Guben eine saubere, schöne Stadt. Hier wollten wir hin. Nach wenigen Gesprächen fanden wir Anstellung als Ausbilder an der Betriebsberufsschule. 25 Jahre sollten wir dort arbeiten. Dann kam die Wende und mit einem Mal stand unsere berufliche Zukunft infrage.

Dass die Berufsschule zum Betrieb selbst gehörte, war eine Besonderheit der DDR. Die Folge war, dass mit der Privatisierung des Großbetriebs 1990 die Betriebsberufsschule aufgelöst wurde. Die theoretische Ausbildung gliederte man nun an neu gegründete, vom Kreis geleitete Oberstufenzentren aus. Wir hatten zu dieser Zeit die praktische Ausbildung für 380 Lehrlinge aus unterschiedlichen Berufen sicherzustellen.

Das Chemiefaserwerk wurde von der Treuhand zum Verkauf angeboten. »Privatisieren auf Teufel komm raus« war das Motto. Einige Teile des Betriebs waren verkäuflich, andere nicht. Was sollten wir in dieser Lage mit über 300

**Die Privatisierung wurde flächendeckend und knallhart durchgezogen. Den Betrieben angegliederte Berufsschulen wurden aufgelöst.**

Lehrlingen tun? Wir konnten nicht jeder verkauften Abteilung ein paar Lehrlinge zuschieben und die aus den abgewickelten Bereichen einfach hängen lassen. Wir mussten für alle eine Alternative finden, damit sie ihre begonnene berufliche Ausbildung abschließen konnten. Der Betrieb hatte sogar schon Lehrverträge für den Lehrbeginn am 1. September 1990 abgeschlossen und auch für diese Jugendlichen wollten wir eine

geregelt Ausbildung sicherstellen. Die Treuhand jedoch wiegelte von vornherein ab, als wir vorschlugen, die Lehrlinge, wie das übrige Betriebspersonal auch, anteilig zu übernehmen.

1989 hatte das Chemiefaserwerk noch etwa 7 000 Mitarbeiter. 1990 begannen schlagartig Stilllegungen und Entlassungen. Verständlicherweise wollte angesichts der Entlassungswelle niemand mehr neue Lehrlinge einstellen. Aber sie waren da und die Schulabgänger standen bereits vor der Tür. Gemeinsam mit dem Arbeitsamt mussten wir eine Lösung finden, denn auch dort wollte man keine 380 arbeitsuchenden Jugendlichen bearbeiten. Also war man bereit, jede Maßnahme zu unterstützen, die das Problem löste.

Einige Jugendliche strichen von sich aus die Segel. Manche wurden von ihren Familien in den Westen mitgenommen, andere hatten an ihrem Beruf ohnehin keine Freude gefunden. Viele junge Textilfacharbeiterinnen zum



Beispiel sahen eine große Chance darin, abzuspringen. Eine gewisse Fluktuation hatte es in den textilen Betriebsabteilungen schon zu DDR-Zeiten gegeben. Trotzdem blieben weit über 300 Lehrlinge, für die eine Lösung gefunden werden musste.

Es kam die Idee auf, einen Verein zu gründen und alle Mitarbeiter, die in der berufspraktischen Ausbildung und der Verwaltung tätig waren, einschließlich der Abteilung Erwachsenenbildung, in diesen Verein zu überführen. Gesagt, getan: Der Gemeinnützige Berufsbildungsverein Guben e.V. (GBV) wurde planmäßig aus dem Chemiefaserwerk ausgegliedert und war ab 1. Januar 1992 juristisch und wirtschaftlich selbstständig. Insgesamt 51 Mitarbeiter von der Betriebsberufsschule und der Erwachsenenbildung wurden übernommen. Da die Lehrlinge in all den vorangegangenen Jahren nicht nur aus dem Bezirk Cottbus, sondern zu einem großen Teil aus den Nordbezirken der DDR stammten, waren viele in betriebseigenen Lehrlingswohnheimen mit entsprechendem Personal untergebracht gewesen. Auch weiterhin war eine Internatsunterbringung für die Jugendlichen erforderlich. So gingen die Wohnheime 1990 zunächst in die Verantwortung der Gubener Stadtverwaltung über und konnten später vom GBV käuflich erworben werden.

**Viele Lehrlinge schlossen ihre Ausbildung nicht ab und gingen uns verloren. Für die übrigen mussten wir dringend eine Lösung finden.**



Bei der Gründung des Vereins waren acht natürliche Personen, alles Mitarbeiter der Bildungseinrichtung, sowie sieben juristische Personen – darunter der Landkreis Guben, das Naëmi-Wilke-Stift Guben, die Förderschule Guben, die Chemiefaser Guben GmbH sowie Bau- und Elektrohandwerksbetriebe – dabei. Seitdem hat sich vieles verändert, so ist einer der Landkreise schon lange nicht mehr Mitglied.

Es gelang uns, allen interessierten Jugendlichen zu einem ordentlichen Lehrabschluss zu verhelfen. Das war eine anstrengende Mission, weil wir uns um vieles gleichzeitig kümmern mussten, damit sie erfolgreich war. Das Arbeitsamt billigte dem Verein vertraglich eine Sonderstellung als überbetriebliche Bildungseinrichtung zu. Zu einem Berufsbildungswerk, was im bundesdeutschen Recht die höhere Stufe ist, brachten wir es zwar nicht, aber als überbetriebliche Einrichtung war unser Überleben gesichert.

Mit jedem Jahrgang der »Alt-Lehrlinge«, der die Ausbildung abschloss, sank die Zahl der Auszubildenden. Im Februar 1995 hatte die letzte Gruppe ausgelernt. Ihre Ausbildung war bereits nach bundesdeutschen Ausbildungsverordnungen erfolgt. Parallel liefen im Oktober 1991 in vier Berufsfeldern Berufsvorbereitungslehrgänge für jugendliche Rehabilitanden an. 1992 wurde dies auf langfristiger vertraglicher Grundlage mit dem Landesarbeitsamt Berlin-Brandenburg weitergeführt mit einer beruflichen

**Unser Verein galt als überbetriebliche Bildungseinrichtung. So konnten wir vielen Jugendlichen zu einem ordentlichen Lehrabschluss verhelfen.**

Ausbildung für 80 Auszubildende, die aus der Berufsvorbereitung kamen. Jährlich folgten weitere Zugänge, sodass die Zahl der Schüler und Auszubildenden stetig zunahm. Benachteiligte und behinderte Jugendliche, die durch das Arbeitsamt gezielt in Ausbildung und Arbeitsverhältnisse gelenkt werden sollten, wurden zu unserer Hauptzielgruppe. Damit all diese Jugendlichen Auswahlmöglichkeiten für eine Berufsrichtung nach ihren Interessen und ihrer Eignung hatten, erweiterten wir unser Angebot auf neun Berufsfelder. Ziel dieser Vorbereitungslehrgänge war es, die Berufsbildungsreife zu erlangen und Einblicke in die verschiedenen Berufsfelder zu gewinnen.

Das Vorbereitungsjahr war nicht zuletzt auch für die Sozialisierung der Jugendlichen wichtig. Sie kamen aus dem gesamten Arbeitsamtsbezirk Cottbus. Ein täglicher Weg vom Wohnort nach Guben wäre für die meisten Teilnehmer nicht zumutbar gewesen, sodass eine Internatsunterkunft unerlässlich war. Im Falle mancher Jugendlichen verband sich dies jedoch auch mit dem beabsichtigten Effekt, sie aus gestörten Familienverhältnissen herauszulösen.

**Die Vorbereitungslehrgänge gaben den Jugendlichen Einblick in das Berufsfeld und halfen bei der Sozialisierung. Eine Gemeinschaft entstand.**

Bei den allermeisten funktionierte das System und sie fassten Fuß. Bis heute werde ich in der Stadt von ehemaligen Azubis angesprochen. Viele sind verheiratet, haben Kinder und führen ein Leben wie andere Familien auch.

Wir bildeten Gärtner, Baufachwerker, Hauswirtschaftshelferinnen, Metallbearbeiter, Maler und Helfer im Gastgewerbe aus, außerdem Köche bzw. Beiköche, daneben Bürokräfte mit einfachen Aufgaben, aber auch Facharbeiter für Bürokommunikation, Elektriker und Tischler. Alles wurde mit den Berufsberatern vom Arbeitsamt abgestimmt. Sie wussten, wo sie die Leute später am besten unterbringen konnten. Das erinnerte an die Berufsbildungsplanung zu DDR-Zeiten. Nicht immer allerdings funktionierte alles wie geplant, auch weil etliche der anvisierten Unternehmen nicht dauerhaft existierten.

Der GBV ist bis heute tätig, trotz Anpassungsprozessen und Veränderungen. Die Anzahl der Auszubildenden nahm im Laufe der Zeit stark ab, weil es weniger Jugendliche in der Region gibt. Irgendwann stießen dem Arbeitsamt die hohen Kosten auf. Als Erstes wurde die Internatsunterbringung abgeschafft. Die Gebäude wurden verkauft. Veränderte Vergaberichtlinien machten uns zusätzlich zu schaffen. Direkt nach der Wende hatte das Arbeitsamt Cottbus noch frei entscheiden können, an welchen Bildungsträger bestimmte Bildungsmaßnahmen vergeben wurden. Wir machten unsere Sache gut und bekamen Aufträge und Geld dafür. Irgendwann jedoch begann die Zeit der



Ausschreibungen. Wir merkten schnell, dass Qualität allein hier nicht die ausschlaggebende Rolle spielte – entscheidend waren oftmals die niedrigsten Kosten. Andere Bildungsträger sicherten sich auf diesem Weg Maßnahmen und angesichts der fehlenden Internatsunterbringung konnten wir Jugendliche aus Cottbus-ferneren Städten und Gemeinden nicht mehr versorgen. Das Arbeitsamt war bestrebt, Standorte in Cottbus zu finden, damit Jugendliche täglich ihre Ausbildungsstätten erreichen und abends wieder nach Hause fahren konnten. Es ging darum, Kosten zu sparen.

Wir hatten einen klugen Geschäftsführer, der schlussfolgerte, dass wir eine Außenstelle in Cottbus aufmachen mussten. Diese arbeitet seit Oktober 2003, wobei nicht mehr neun, sondern nur noch sieben Berufsfelder angeboten werden. Rund 150 Azubis absolvieren dort derzeit ihre praktische und theoretische Berufsausbildung. Seit 2007 darf der GBV eine im brandenburgischen Schulgesetz als »genehmigte Ersatzschule« bezeichnete Berufsschule in freier Trägerschaft betreiben, deren pädagogisches Personal staatlich finanziert wird. Der GBV hat einen hohen Bedarf an Lehrkräften und anfangs gestand uns der Personalschlüssel einen Ausbilder, einen Sozialpädagogen und einen Stützlehrer für durchschnittlich 15 Jugendliche zu. Diese Zuteilung

wurde um eine Person reduziert, sodass eine Lehrkraft nun Sozialpädagoge und Stützlehrer in Personalunion sein muss. Das ist trotzdem noch praktikabel. Wir haben dafür einen Psychologen an Bord, der jederzeit einspringen kann, wenn sich kleine oder größere Probleme auftun.

Es gab und gibt im GBV noch weitere Betätigungsfelder, die ich nicht unerwähnt lassen möchte. Hervorheben möchte ich bezüglich der Erstausbildung von Jugendlichen, dass in der Zeit von 1991 bis 1998

30 polnische Jugendliche nach fast einjähriger Vorbereitung mit dem Schwerpunkt »Deutsche Sprache« in den Berufen Industriemechaniker und Elektroinstallateur beim GBV erfolgreich eine Ausbildung nach deutschem Recht und in deutscher Sprache absolvierten. Sechs von den Industriemechanikern gehörten danach zu der Gruppe der Klärwerker für Gubin.

Im Rahmen der Erwachsenenbildung waren ab 1990 umfangreiche Computerlehrgänge für die vielen Kurzarbeiter zu organisieren. Dann setzte die Zeit von mannigfaltigen Fortbildungs- und Umschulungsmaßnahmen ein, bei denen wir fachlich gesehen oft Neuland betraten. Beispielsweise bewältigten wir erfolgreich eine Umschulung zu Ver- und Entsorgern. In der Folge erhielt der GBV vom Umweltbundesamt in Berlin 1996 den Auftrag, zehn pol-

**Der Verein befähigte viele Jugendliche und Erwachsene, in ortsansässiger Industrie und Verwaltung zu arbeiten. So blieben der Region Arbeitnehmer erhalten.**

nische Klärwerker für die in Gubin zu errichtende deutsch-polnische Abwasserbehandlungsanlage in deutscher Sprache auszubilden, was in kollegialer Partnerschaft mit dem Abwasserverband Saar erfolgte. Im Saarland konnten die künftigen Klärwerker alle praktischen Tätigkeiten an solcher Technik erlernen, wie sie im Klärwerk in Gubin installiert war.

Nach der deutschen Wiedervereinigung kamen deutschstämmige Aussiedler aus Osteuropa auch in unsere Stadt. Da galt es, eine Reihe von Deutschkursen zu gestalten, damit sie sich hier dauerhaft integrieren konnten. Heute kommen, wie in den vergangenen Jahren schon, Flüchtlinge aus verschiedenen Ländern hierher, die auf spezielle Weise auch von Mitarbeitern des GBV in Guben betreut werden – ein weites Betätigungsfeld, für das viel Fingerspitzengefühl vonnöten ist.

Die Zeit des Aufbaus unseres Vereins war eine Periode voller Chancen. Uns war klar: Die dürfen wir nicht verpassen. 1990 hörten wir Leute davon erzählen, wie sie im Sommer an der Cote d'Azur gewesen waren, an der Costa Brava oder der Costa del Sol. Wir hatten für so etwas keine Zeit. Wir strampelten uns ab, um den Verein ins Laufen zu kriegen und den neuerlichen Bedarf an beruflicher Bildung unter sehr veränderten Verhältnissen decken zu helfen.

Neben der Bildungsarbeit interessiere ich mich für die Gesangskultur in Guben. Gubens Chortradition reicht weit zurück – bis in die Zeit von Bismarcks Sozialistengesetz, als die verbotenen linken Vereine und Parteien unpolitische Vereine als ein Hintertürchen nutzten, um sich trotzdem zu versammeln. Damals entstanden in Guben die ersten großen Chöre. Der älteste aktive Chor in Guben, der Stadtchor mit etwa 30 Sängern, existiert seit über 90 Jahren. Heutzutage ist es schon schwierig, Chorleiter zu finden. Die derzeitige Chorleiterin kommt aus Gubin. Dort leitet sie den Chor der katholischen Kirche und häufig geben die beiden Ensembles gemeinsam Konzerte mit vielseitigen Programmen in Guben, Gubin und den Dörfern rundherum.

Beim Aufbau des Chemiefaserwerks ab 1960 waren kulturelle Angebote für die Beschäftigten von Beginn an mitgedacht worden. Eine Baracke, die als Arbeiterunterkunft angelegt war, wurde zur bald hochgelobten Kulturbaracke der Stadt Guben umfunktioniert. Sie sollte dauerhaft ein Kulturhaus ersetzen, das in der DDR ansonsten jeder große Betrieb besaß. 1960 ging es mit einer Folkloregruppe los, die eine Dame vom Demokratischen Frauenbund Deutschlands zusammentrommelte und der meine Frau und

**Als andere nach 1989 ihre Reisefreiheit in fremden Ländern genossen, strampelten wir uns zu Hause in der Lausitz ab. Wir wollten etwas schaffen, das die Region voranbringt.**

ich beitraten. Mit dem ersten Auftritt der Gruppe begann etwas zu wachsen, das viele Jahre Bestand haben sollte. So wurde beispielsweise zur Umrahmung von betrieblichen Veranstaltungen ein Ensemble aus mehreren Künstlern wie Tänzern, Artisten, Kabarettisten oder Sängern der Folkloregruppe ins Leben gerufen. Das Ensemble bot einer Vielzahl von Volkskünstlern Auftrittsmöglichkeiten. Es wurden abwechslungsreiche Programme einstudiert und zur Aufführung gebracht. Auch kam es zu Auftritten in Partnerbetrieben des Chemiefaserwerks in Polen oder der Tschechoslowakei.

Mit der Wende stand auch im Bereich der Kultur alles auf der Kippe. Als eine der ersten Aktionen wurde die Kulturbaracke abgewickelt. Die Gründung des Vereins Folkloregruppe Guben e.V. bewahrte die Folkloregruppe vor der Auflösung. Die Mitglieder kommen wöchentlich zu Proben zusammen und bereiten Programme für interne und öffentliche Auftritte vor. Der Verein existiert nach wie vor, leidet jedoch an der Überalterung seiner Mitglieder. Die jungen Frauen von damals sind nicht mehr taufrisch. Die Männer sind alle verschwunden und immer wieder scheiden ältere Mitglieder aus.

**Auf Initiative Einzelner wächst das Kulturangebot Gubens und bleiben Traditionen erhalten. Es braucht mehr solcher Initiativen, damit Gemeinschaft gelebt werden kann.**

Nachwuchs zu begeistern, ist schwierig. Diese Problematik kennen alle Kulturgruppen. Hans-Jürgen Vorrath beispielsweise, Kantor und Kirchenmusikdirektor, leitet Chöre aller Altersgruppen und durfte sich jahrelang über Zulauf freuen, doch inzwischen ist er mit einem Mitgliederschwund konfrontiert. Für seinen Kinderchor findet er nicht genügend Kinder. Es wäre schön, wenn sich mit den Rückkehrern und ihren Kindern auf diesem Gebiet etwas Neues initiieren ließe.

Henrike Klostermann ergänzt:

Es gibt in Guben eine große Musikschule, in der gute Nachwuchsarbeit geleistet wird. Das große Problem der Chöre – neben fehlendem Nachwuchs und Chorleitern – ist es, bezahlbaren Probenraum zu finden, da man inzwischen fast immer mit Mietzahlungen konfrontiert ist. Die Probenräume in der alten Kulturbaracke hatten alle Gruppen kostenfrei nutzen können.

## Ein Gubner im Allgäu

Über 40 Jahre arbeitete der Textilingenieur in den Gubener Hutwerken und erlebte bis 1997 auch deren Abwicklung mit. Nach diesen demütigenden Erfahrungen ging er in den Westen – und staunte, wie viel Achtung man seinen Leistungen dort entgegenbrachte.

**Joachim Hempel**

Jahrgang 1939

**I**n 1953 fing ich im VEB Vereinigte Hutwerke Guben, Werk I meine Lehre an. Wo wir jetzt sitzen, war das Lager für den Hutstoff: Kaninchenhaar, Hasenhaar und Schafwolle. Als hier die Bürgermeisterei Einzug hielt, freute mich das einerseits. Vor dem Hintergrund der Firmengeschichte allerdings stimmt es mich traurig. Die Firma hätte nach der Wende weiterbestehen können. Wir waren auf Weltniveau und sehr produktiv. Es scheiterte jedoch an mehreren Hürden.

Bis 1946 beheimatete Guben mehrere Hutfabriken. Die größte war die Berlin-Gubener Hutfabrik, wo jetzt das Plastinarium von Gunther von Hagens sitzt, »der Knochenfritze«, wie die Gubener sagen. Vier eigenständige Betriebe wurden nach und nach zum Volkseigenen Betrieb der Vereinigten Hutwerke Guben zusammengeschlossen. Am 1. Januar 1970 entstand das Hutkombinat. Der Betrieb in Guben in der Gasstraße war der Stammbetrieb, er war der größte Betrieb dieser Branche in der DDR. Von Guben aus wurde alles dirigiert, was in der DDR mit Kopfbedeckungen zu tun hatte.

Schwierigkeiten bereiteten der Verwaltung vor allen Dingen die Bilanzen. Der planwirtschaftliche Ausdruck »Bilanz« meinte, dass vorausgeplant sein musste, was an Material – in unserem Fall an Schwerpunktmaterialien wie Buntmetalle, Elektrik, Gummiteile, Kugellager oder Messgeräte – benötigt

**Die Gubener Hutfabriken waren auf Weltniveau und sehr produktiv. Die gesamte DDR trug unsere Hüte. Aber die Bilanzen machten uns zu schaffen.**





wurde. Dementsprechend musste man eine Bilanz beantragen und für Material und Menge eine Freigabe bekommen, dann erst konnte man beginnen, sich die Ware auf dem DDR-Markt zu beschaffen. Die Bilanzfreigabe für Importprodukte aus dem Außenhandel, vor allem Importrohstoffe, erfolgte vom übergeordneten Verwaltungsorgan. In der Zeit ab 1950 waren das der Wirtschaftsrat Cottbus bzw. die Vereinigung Volkseigener Betriebe (VVB) Konfektion in Berlin, ab etwa 1980 das Textilkombinat Cottbus.

Schon wenn jemand ein Stückchen Kupfer haben wollte, brauchte er dafür eine Bilanzfreigabe. Da hatten unsere Freunde von der Nationalen Volksarmee im nahe gelegenen Drewitz die Nase vorn, denn die Landesverteidigung genoss Vorrang gegenüber der Industrie. Inoffiziell tauschten wir Hochdruckschläuche, die für Militärflugzeuge als verschlissen galten, für unsere Hutpressen gegen Hüte der Sorte B ein. Alle, die wie die Schwerindustrie und im Gegensatz zu uns zur Abteilung 1 im Lande zählten, kamen leichter an Materialbilanzen als wir in der Textilindustrie. Aus meiner Sicht war der Bilanzzirkus übertrieben und verursachte viel Anspannung.

**Zu DDR-Zeiten waren alle Betriebe und Branchen miteinander verflochten. Das konnte Produktivität befördern oder verhindern.**

Die Bilanzfreigabe war jeweils an das Planjahr gebunden. War der Lieferbetrieb überfordert, musste für das Folgejahr neu bilanziert und beschafft werden. Das System war äußerst unübersichtlich, weil finanzielle Verflechtungen, der Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) und weitere Aspekte, wie zum Beispiel die Verfügbarkeit von Devisen, hineinspielten. Die zentral gesteuerten Außenhandelsforderungen erhielten in der DDR-Planwirtschaft Vorrang vor betrieblichen Forderungen im Inland.

Ich bin ausgebildeter Textilingenieur für Hut- und Filzindustrie sowie Ingenieurpädagog. Diese Spezialausbildung erhielt ich zusammen mit tschechischen und anfangs zwei polnischen Kollegen an der Ingenieurschule für Textiltechnik in Forst sowie in Aschersleben. Ich war in der Forschung und Entwicklung tätig und bei vielen Fachfragen die letzte Instanz. Zum Schluss war ich mit dem Qualitätsmanagement befasst.

In der Hutmaschinenherstellung beschäftigten wir 42 Leute. Das Hutkombinat, zu dem wir gehörten, war mit dem Betrieb »Perfekt« in Berlin verflochten, der für sämtliche Mützen der DDR zuständig war – einschließlich der Uniformmützen für die Nationale Volksarmee und die Sportsfreunde in Wünsdorf, will heißen: die sowjetische Armee mit ihren großen Deckel- bzw. Schirmmützen. Dem VEB Vereinigte Dresdener Hutfabriken hatte man die Damenhüte und die Lederkopfbedeckungen überlassen.

Gut 30 Jahre rationalisierte man mithilfe dieser Aufteilungen die erfolgreiche Produktion. Das gelang dank der Großchargen von je 100 Stück, dank der für den einzelnen Standort geringeren Varianz in der Vielfalt der teuren Hutformen sowie dank der Exportgarantie. Allein dies brachte meiner Einschätzung nach eine höhere Produktivität der zentralisierten DDR-Hutindustrie gegenüber westdeutschen Betrieben von bestimmt 15 Prozent. Ich durfte beide Produktionsweisen kennen- und beurteilen lernen. Ab etwa 1970 waren die Hutmacherleistungen in der DDR aufgrund von Maschinisierung, rationellen Fertigungstechnologien und selbst ausgebildeten qualifizierten Facharbeitern etwa 10 Prozent besser als in vergleichbaren europäischen Hutfabriken. So gab es für jeden Arbeitsplatz ab 1970 Zeitnormen, Arbeitsqualitäts- und Materialvorschriften. Das Handgarnieren zum Beispiel war passé, die Garniermaschine von Pfaff stellte eine fünffach bessere Leistung sicher.

Auch die beiden Luckenwalder Hutbetriebe besetzten mit allerlei Hutformen und Hutmaterialien eine Nische für spezielle Kopfbedeckungen. Die Firma Schröder, zuletzt VEB Hutmoden Luckenwalde, war 15 Jahre lang Aus-

**Durch die Zentralisierung, die Großchargen, die geringe Varianz der Produkte und die Exportgarantie ins NSW gelang in der DDR die erfolgreiche Produktion.**

statter der DDR-Olympiamannschaft. Ihre Spezialität waren exquisite Damenhüte nach dem letzten Schrei der Mode und Baskenmützen.

Als Leitbetrieb der DDR-Hutindustrie oblag uns in Guben schon vor der Gründung des Hutkombinats die Verteilung und Koordinierung der Maschinenzukäufe, insbesondere der Importe für harte Devisen aus dem NSW, dem Nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet. Das konnten italienische Mezzera-Multirollerwalken für 85 000 D-Mark pro Stück sein oder Schleifmaschinen aus der BRD für 120 000 D-Mark. Wenn verschiedene technische Varianten möglich waren oder es mehrere Anwärter gab, hatte oft ich darüber zu befinden, welcher Betrieb welche Maschine bekam. Prinzipiell sollte eine Maschine in rund zwei Jahren amortisiert sein, sonst gab es keine Freigabe.

In der Praxis war das aber nicht so einfach. Beispielsweise hatten wir Maschinen von der Firma Bahner aus Weikersheim in Westdeutschland gekauft. Die Oberflächenbearbeitungsmaschinen für die Hutfilzveredelung aus der BRD schliffen die Oberflächen von rohen Filzstumpen mittels einer speziellen Bearbeitung kurz, velourartig oder wildlederartig. Wir bekamen jedoch keine Ersatzteile für diese Maschinen. Als ein Teil kaputt ging, erhielt unser Hutmaschinenbau den Auftrag, eine dem Original ähnliche Maschine nachzuempfinden.

Wir bauten kurzerhand eine andere Motorelektrik ein und mussten für die Funktion andere Komponenten wie Kugellager verwenden. Mit dieser Ersatzmaschine kamen wir über die Runden, unsere Hutmaschinenfachleute waren spitze. Zu allem Überfluss klebte, als die Firma Bahner uns einen Betriebsbesuch abstattete, das Etikett »Hutkombinat Guben« an der Maschine. Herr Bahner, der uns eigentlich seine Maschinen verkaufen wollte, traute seinen Augen nicht. Und Herr Sutter, ein ausgewandeter Maschinenbauingenieur aus Karl-Marx-Stadt, der die Maschine in Weikersheim entwickelt hatte, stand daneben. Wir mussten kleinlaut das Warum und Wieso beichten und kamen

schließlich brüderlich überein. Eine juristische Klage jedenfalls blieb aus. Nach der Wende bekam die Firma Bahner von uns Zeichnungen der neuentwickelten Fachmaschine, die dem Hutfilz die Grundform gibt. So konnten wir immerhin einen Ausgleich bieten.

Ohne den Maschinenbau der früheren Gubener Betriebe Quade und Heinze und die Zentralstelle für Hutforschung in Guben wäre das Hutkombinat nicht

in der Lage gewesen, technologisch an der Weltspitze zu sein. Zur Weltspitze zählten Dinge wie die Viertakt-Hutpressen, die Förderband-Taktstraße in der Hutausstattung, die Haarhutfilz-Fachmaschine mit Unterdruckdosierung,

**In Guben produzierten wir technisch an der Weltspitze. Das lag an den guten Spezialmaschinen und den entsprechend entwickelten Verfahren.**



das Trommelfilz- und Walkverfahren, die Stumpenausgleich- bzw. Ziehmaschine sowie die Formziehmaschine für Hüte – Maschinen, die im Vergleich mit 1950 eine doppelte Stückleistung pro Stunde bewältigten – oder schließlich das Zieh- und Pressverfahren, das das Wilkesche Geheimpatent der Dekatierkessel ablöste.

Über die Erfolge der DDR-Industrie höre ich nie etwas, wenn es um den Osten geht. Nur der Begriff »Jammerosis« kursiert noch immer. Woher kommt das? Wir sind Fachleute, werden aber nicht ernst genommen. Nach der Wende war ich 17 Jahre im Allgäu, in einem westdeutschen Hutbetrieb in Lindenberg, da hat man mich nicht dermaßen veralbert! Bei der dort ansässigen Firma Maysen hatte man Achtung vor guten Leistungen.

Der Gubener Absatzchef des Hutkombinats, Herr Karas, nahm mich 1990 mit nach Moskau. Fast 90 Prozent der Produktion unserer DDR-Hutindustrie gingen in die UdSSR, bis nach Wladiwostok. Bis 1989 konnten wir Bestellungen noch aus allen Sowjetrepubliken einzeln entgegennehmen, finanziell wurden sie allerdings über die Zentrale in Moskau abgewickelt. Aus jeder Sowjetrepublik kamen zur Verkaufsmesse jeweils drei Vertreter nach Moskau, meist Frauen. Zu der Zeit war aber schon nicht mehr sicher, ob und wie die Lieferungen bezahlt würden. Es waren große Umbrüche im Gange und in der Sowjetunion zahlte niemand mehr. Ich glaube, wir hatten schon 45 000 Hüte

vorgefertigt, darunter viele Sondermodelle. Wie sollten wir die nun an den Mann bringen? Bei C&A wurde angefragt, das war die letzte Westfirma, die bei uns 40 000 Stück bestellt hatte. Seit 1950 hatten wir verschiedene Grossisten in der BRD beliefert. Mit der Wende aber hörten wir von diesen Abnehmern im »einig Vaterland« plötzlich: »Sie sind nicht gelistet.« Wir waren ein Großbetrieb, der so viele Kopfbedeckungen produ-

zierte wie alle westdeutschen Hutbetriebe zusammen! Aber als Lieferanten existierten wir plötzlich nicht mehr. Für die meisten Werk tätigen fühlte sich das an wie eine zweite Nachkriegszeit in Guben.

Joint Ventures wurden angestrebt, denn genossenschaftliche Modelle kamen offensichtlich nicht infrage. Dieses Thema wurde einmal angesprochen, als ich Treuhand-Chefin Birgit Breuel durch den Betrieb in Guben führte. »Tja«, sagte sie zu mir, »mit 'nem Trabant und 'ner Neubauwohnung bei der Genossenschaft, da werden Sie das wohl nicht machen können.« Da wusste ich Bescheid, mir war alles klar. Wenn die Chefin der Treuhand einen genossenschaftlich geführten Betrieb für Hüte nicht favorisierte, blieb als Joint Venture nur die Vereinigung mit einem finanziell sattelfesten Part-

**Als Lieferanten existierten wir ab 1989 nicht mehr. Die Erfolge der DDR-Industrie interessierten niemanden mehr. Stattdessen waren wir die »Jammerosis«.**

ner. Dafür aber waren wir zu groß und zu teuer – und ohne einen neuen Absatzmarkt.

Langer Rede kurzer Sinn: Wir konnten keine Hüte mehr verkaufen. Alles ging langsam, aber sicher den Bach herunter, auch was die Beschäftigung betraf. Es begann ein Riesenzirkus im Betrieb, plötzlich herrschte Neid unter den Kollegen – in meinen Augen das Schlimmste, was der Firmenleitung passieren konnte. Wen sollten wir behalten, wen mussten wir entlassen? Wir schauten aufs soziale Netz der Leute. Mussten wir eine Frau mit zwei Kindern und einem Alkoholiker als Mann nicht behalten? Auch wenn sie nur drei Arbeitsgänge beherrschte, wo eigentlich zehn nötig waren? Andere, die zehn Arbeitsgänge beherrschten, schickten wir nach Hause. Die schimpften: »Ihr alten Kommunisten seid ja völlig besoffen.« Solche Hetzreden zählten zum Unangenehmsten, was man erleben kann. Als Techniker war ich zum Glück nicht direkt in der Schusslinie. Aber es bedrückte mich unheimlich.

Schließlich gab die Treuhand der Firma Ondrich aus Bad Salzuflen den Zuschlag, die Vereinigten Hutwerke ab dem 1. Januar 1993 zu übernehmen. Ondrich handelte mit Textilien vom Rock bis zur Kopfbedeckung. Als Herr Ondrich hier auftauchte, kam es wie so häufig mir zu, ihn durch den Betrieb zu führen. Ich zeigte ihm, wo es hereinregnete, was repariert und ausgebessert werden müsste, aber das interessierte ihn nicht. Er wollte nur wissen, wer wie viel verdiente und wie schwer das Aluminium der vielen Hutformen war, das er sah. Er kaufte unseren Betrieb, finanzielle Sicherheit dabei verschafften ihm Ländereien und Grundstücke seiner Mutter. Ein Vierteljahr später kam wieder jemand, den ich zu führen hatte. Der notierte genau, was konkret an Aluminium im Betrieb vorhanden war. Da wusste ich, dass Herr Ondrich die Firma abwickeln würde.

Die Bestätigung kam zur Weihnachtsfeier. Jeder bekam eine Flasche Schnaps geschenkt. Auf dem Etikett war die Potsdamer Garde abgebildet, und wir fragten uns, was das sollte. Von Herrn Ondrich erfuhren wir, dass es historische Gründe hatte: Die besagte Uniformiertentruppe hatte sich besondere Verdienste im Rückzug erworben. Wir sahen uns an und dachten: Was ist hier los? Der Rückzug war wohl als Allegorie auf den weiteren Untergang unseres Betriebs zu verstehen: Die Entlassungen und der Verkauf von Maschinen würden fortschreiten.

Zum Schluss, im Jahr 1997, waren wir noch 60 Beschäftigte. Wir mussten zusammenrücken. Statt des Heizhauses, das wir nicht mehr halten konnten, wurde eine Dampflokomotive installiert. Dennoch verhinderten zu hohe

**Auf einmal herrschte Neid unter den Kollegen. Man bangte um die eigene Existenz.**

Kosten eine Sanierung der Gubener Hütte. 1999 ging eine fast 200-jährige Ära endgültig zu Ende.

Ich verglich diese Misere später mit der westdeutschen Realität. Im Januar 1997 ging ich ins Allgäu, dort zahlte man mir ein akzeptables Gehalt. Der 6. Januar 1997 war mein letzter Arbeitstag in Guben, der 7. Januar mein erster in Lindenberg. Der begann damit, dass der Personalchef mir die Monteurswohnung zeigte, in der ich übernachten konnte, und sagte: »Zwei Zimmerchen haben wir für Sie zurechtgemacht. Nebenan sind auch noch Stuben, falls Sie einen Kühlschrank oder Ähnliches brauchen. Richten Sie sich erst einmal ein.« Es war ein neues Zuhause. Meine Frau und ich gaben die Gubener Wohnung auf und zogen nach Lindenberg ins bayerische Allgäu.

Ich wartete ein Vierteljahr auf meinen Arbeitsvertrag und fürchtete, man würde mich wieder nach Guben schicken. Aber nein, sie wollten die »Bulette«, wie ich dort wegen meines Berlinerischen Akzents genannt wurde, tatsächlich halten. Lindenberg war wunderbar, ein Hutbetrieb mit allem Drum

und Dran. Als Leiter der Warenannahme war ich auch für die Wareneingangskontrolle zuständig. Wir hatten ein Hochregallager. Bis zehn Meter Höhe konnten wir mit dem Gabelstapler laden – eine völlig neue Aufgabe für mich. Das Leitungsteam der Chefetage und der Betriebsleiter waren kollegial und machten nicht auf Wessi. Die Firma war in gewisser Weise sozial orientiert: Das Mittagessen zum Beispiel wurde uns serviert.

**Die »Investoren« aus dem Westen gaben sich die Klinke in die Hand. 1999 ging eine fast 200-jährige Hutära zu Ende.**

Meine Frau meinte, wir seien im wahren Sozialismus gelandet. Bis zur Rente sollten wir bleiben. Das mit der Bedienung am Mittagstisch hielt allerdings nur anderthalb Jahre, dann musste die Küche, die auch 300 Essen täglich für die Firma Liebherr lieferte, aufgegeben werden – Liebherr baute in Lindenberg ein großes 600-Mann-Werk für Flugzeugteile auf, mit eigener Küche.

Bei Liebherr waren Menschen aus aller Herren Länder beschäftigt, das prägte die Stadt. Unter ihnen waren rund 50 Personen aus der früheren Sowjetunion. Multi-Kulti im Betrieb und Multi-Kulti in Lindenberg also. Das waren beste Verhältnisse auf für uns Ossi problematischem Westerrain. In dieser Hinsicht hatte ich wirklich Glück. Wie in Guben zählten in Lindenberg die Qualität der Arbeitsleistung, Kollegialität und »Gemeinsamhandeln« bei allen Tagesaufgaben und Themen des Allgäus – im kulturell traditionell eigenwilligen Bayern. 2013 kehrten meine Frau und ich nach Guben zurück, die Sehnsucht nach unseren Enkeln gab den Ausschlag.

Ich war zu DDR-Zeiten Vorsitzender der Berufsfachkommission Hut- und Mützenmacher, nebenberuflich bekam ich dies »verordnet« vom Staatsse-

ekretariat für Berufsbildung, von ganz oben also. Dort war die Idee entstanden, die Berufe Hutmacher und Mützenmacher zusammenzulegen. In allen Betrieben beider Branchen war man sich einig, dass das nicht gehen kann.

Also wurde jemand dazu verdonnert – wie so oft bei den dollsten Entscheidungen zwischen Tür und Angel: »Joachim, das machste.« Ich wusste anfangs gar nicht, worum es geht. Es gelang uns, mit mutigen Fachleuten der Branche einen staatlichen Lehrplan zu basteln und eine entsprechende Ausbildung zum Hut- und Mützenmacher zu entwerfen (Berufsnummer 40212, ab 1987). Wir stellten sogar zwei Lehrlinge ein. Aber nach der Wiedervereinigung akzeptierten die bundesdeutschen Handwerkskammern den Beruf nicht. Das habe keinen Bestand, hieß es, so wurde er gestrichen. Wie immer war auch Politik mit im Spiel.

**Auch im Allgäu herrschten Kollegialität und Gemeinschaftlichkeit. Das war nicht überall im Westen so.**

»Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht«, heißt es bei Heinrich Heine. Für mich gilt: Denk ich an Hütte und Mützen in der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht. Für Interessierte habe ich einen zweieinhalbstündigen Nachruf auf die Gubener Hutindustrie als Hörbuch produziert. Unter dem Titel »Die zehn Geheimnisse der Gubener Hutherstellung« ist er im Internet zu finden und beim Gubener Stadt-Industriemuseum erhältlich.



## Ich bin dankbar für die Wende

Zitternd und zagend übernahm der Gothaer Gemeindepfarrer Stefan Süß 1991 die Aufgabe, zwei Krankenhäuser zu fusionieren – eine Erfolgsstory.

**Stefan Süß**  
Jahrgang 1954

**I**ch wuchs in Dresden auf und besuchte die Kreuzschule, jedoch ohne im Kreuzchor zu singen. Nach dem Abitur entschied ich mich für ein Theologiestudium in Leipzig. Über den Entsendungsdienst der Kirche landete ich 1984 in Thüringen, als Gemeindepfarrer in Gotha. So kam es, dass ich die Wende im grenznahen Gothaer Raum erlebte.

Zu einem Schlüsselerlebnis wurden für mich die Kommunalwahlen im Mai 1989. Zum ersten Mal wurde ich Zeuge öffentlicher Versammlungen, auf denen Gothaer Bürger Abgeordnete kritisierten. Ich begriff, dass sich das Land verändern und nichts so bleiben würde, wie es war. Im öffentlichen Raum wurden plötzlich Mut und Widerstand spürbar, es wurden Demonstrationen und Friedensgebete organisiert. Während dieses Aufbruchs saß ich als Pfarrer bis zu den ersten freien Wahlen im März 1990 am Gothaer Runden Tisch. Eine neue Offenheit herrschte im Land, es wurde nicht mehr vorge-schrieben, was man zu denken hatte, was man lesen oder wohin man reisen

durfte. Anders als andere musste ich mich als Pfarrer nicht um meinen eigenen Arbeitsplatz sorgen. Insofern blieb meine Lebenssituation während dieser gesellschaftlichen Umbrüche trotz allem stabil.

Berufliche Veränderungen kamen, wie bei Pfarrern üblich, mit einem Stellenwechsel. 1990 wurde ich aus heiterem Himmel gefragt, ob ich das Rektorat des

Naëmi-Wilke-Stiftes in Guben übernehmen wolle, einer sozialdiakonischen Einrichtung, die ein eigenes kirchliches Krankenhaus betrieb. Nach einigen Diskussionen in der Familie zogen wir mit Zittern und Zagen nach Guben, an

**1989 wurden plötzlich Mut und Widerstand im öffentlichen Raum spürbar. Ich begriff, dass sich mein Land verändern würde.**



die Ostgrenze Deutschlands. Wir verließen die spannende Landesmitte und erlebten hier zum zweiten Mal, wie der Westen Einzug hielt. Als wir ankamen, gab es noch nicht einmal einen Baumarkt.

Das Wilke-Stift wurde meine Lebensaufgabe. Von 1991 bis zu meiner Emeritierung als Rektor Ende 2018 arbeitete ich für die Stiftung. Wie alle anderen Unternehmen hatte auch sie zunächst den Umbruch zu bewältigen. Die Arbeitsplätze waren vergleichsweise sicher, denn Krankenhäuser oder Altenpflegeeinrichtungen werden immer gebraucht.

Bereits 1990 wurde im Kreistag Guben entschieden, das kommunale Kreiskrankenhaus mit der kirchlichen Stiftung unter der Trägerschaft der Stiftung zusammenzuführen. Am 1. Januar 1992 wurde die Entscheidung rechtskräftig. Die Herausforderung bestand nun darin, zwei Krankenhäuser mit unterschiedlicher Betriebskultur und zwei verschiedenen Standorten unter einen Hut zu bringen. Eine bisher staatlich geführte Einrichtung sollte über Nacht in kirchliche

**Die Herausforderung bestand darin, staatlich geführte Einrichtungen in kirchliche Trägerschaft zu überführen. Unterschiedliche Betriebskulturen trafen aufeinander.**

Trägerschaft über- und unter dieser weitergeführt werden. Wer die ideologischen Gegensätze zwischen Staat und Kirche in der DDR erlebt hat, ahnt, welche Unterschiede dabei aufeinandertrafen.

Unsere kirchliche Einrichtung war dabei nicht größer als das Kreiskrankenhaus, sollte aber Strahl- und Prägekraft für das Gesamtunternehmen entwickeln. Die ganze Belegschaft sollte sich in dem neuen Träger wiederfinden können. Das war keine leichte Aufgabe. Die Frage war, ob der kirchliche Träger das andere Krankenhaus übernehmen würde wie der Westen den Osten oder ob es uns gelingen konnte, die Verhältnisse zwischen uns auf Augenhöhe zu gestalten.

An den beiden Krankenhäusern waren unterschiedliche Fachabteilungen angesiedelt: Innere Medizin und Pädiatrie im Kreiskrankenhaus, Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe im Stift. Zur politisch beschlossenen Fusion, die Dr. Regine Hildebrandt, damalige Sozialministerin in Brandenburg, und ihr Staatssekretär Detlef Affeld unterstützt hatten, gehörte, dass in Guben öffentliche Mittel für einen Krankenhausneubau investiert werden sollten. Deswegen steht heute ein neues Krankenhaus in der Stadt. Aus dem ehemaligen Kreiskrankenhaus, das seit dem Zweiten Weltkrieg immer eine Notlösung in einer ehemaligen Fabrik gewesen war, wurde später ein Altenpflegeheim in privater Trägerschaft.

Die Arbeitsplätze im Kreiskrankenhaus und im Wilke-Stift blieben erhalten. Da neue Arbeitsbereiche hinzukamen, wuchs die Stiftung in den Nachwendejahren stetig. Vor der Fusion hatten Stift und Kreiskrankenhaus jeweils

rund 130 Angestellte gehabt; als ich ausschied, zählte die Einrichtung ungefähr 450 Beschäftigte – tarifgerecht bezahlt. Als Mitglied im Diakonischen Werk ist die Stiftung verpflichtet, das Arbeitsrecht der Diakonie anzuwenden.

Wir investierten und bauten in den Jahren nach der Fusion und mussten gleichzeitig abwickeln. Aufgrund von Vorgaben der Landesplanung waren wir gezwungen,

das Altenpflegeheim zu schließen. Damit wurde den Heimbewohnern ihr Lebensmittelpunkt genommen. Die Gespräche gingen ins Herz. Sie woanders unterzubringen, gestaltete sich schwierig.

Auch im Krankenhaus standen Umstellungen an. Gynäkologie und Geburtshilfe standen zur Disposition. Die Geburtenzahlen gingen dramatisch zurück. Wir versuchten zunächst, das Arbeitsfeld der Geburtshilfe zu verselbstständigen und als Geburtshaus aus dem Krankenhaus auszugründen. Das war politisch jedoch nicht gewollt – wir mussten uns fügen und abwi-

**Durch die Fusion von Kreiskrankenhaus und Wilke-Stift wurden langfristig Arbeitsplätze geschaffen und Investitionen getätigt.**

ckeln. Die größte Schwierigkeit bestand darin, eine Lösung für die Beschäftigten zu finden. Fachärzte für Gynäkologie oder Geburtshilfe konnten wir ohne entsprechende Abteilungen nicht weiterbeschäftigen, denn ihre Leistungen konnten sie hier nicht mehr erbringen. Bei den Krankenschwestern war es einfacher, sie konnten umlernen und auf anderen Stationen eingesetzt werden.

Mit den Angestellten des abgewickelten Altenpflegeheims verfahren wir ähnlich. In einer Diakonie-Sozialstation schufen wir ein neues Arbeitsfeld in der ambulanten Pflege. Dieses Feld expandierte in den Folgejahren sogar.

Im Bereich der Jugendhilfe wurden mit einer Erziehungs- und Familienberatungsstelle neue Strukturen aufgebaut. Das waren Arbeitsfelder, die die Stiftung gut integrieren konnte und für die sie Mitarbeiter brauchte. Die Stiftung hatte eine lange Tradition als Jugendhilfeträger, ihr Kindergarten war bereits 1879 gegründet worden.

Mit dem Kreiskrankenhaus hatten wir zugleich eine Betriebsakademie übernommen, von deren Existenz wir gar nichts gewusst hatten. Plötzlich gehörte sie zu uns und musste zeitgemäß profiliert werden. Daraus wurde eine Schule für Gesundheits- und Krankenpflegehilfe. Sie existiert bis heute und bildet in einjährigen Ausbildungsgängen Krankenpflegehelfer aus.

Anlässlich meiner Emeritierung wandte ich mich 2018 mit einem schriftlichen Rückblick auf diese Zeit an alle Mitarbeiter der Stiftung. Überschriften war der Text mit »Die wunderbaren Jahre«, wie das gleichnamige Buch Reiner Kunzes. Denn wunderbare Jahre waren es für mich gewesen. Als Pfarrer bekam ich Einblick in völlig neue Berufszusammenhänge. Viele meiner Kollegen unterstützten mich, auch wenn sie nicht zur Kirche gehörten. Ich bin dankbar, dass es diesen Umbruch gab und dass heute ein neues Krankenhaus in Guben steht. Das ist nicht meine, sondern die Leistung vieler Menschen, die daran mitgewirkt haben.

**Im Krankenhaus wurden neue Strukturen geschaffen, Arbeitsfelder verändert, Zuständigkeiten verschoben sich.**

## Yacht-Chauffeur auf Montagsdemos

Als einer der wenigen Mitarbeiter eines großen Erholungsheims behielt Jürgen Fiedler zunächst seine Arbeitsstelle – bei der Abwicklung seines eigenen Betriebs.

Jürgen Fiedler  
Jahrgang 1941

**I**ch wohne erst seit 2012 in Guben. Geboren wurde ich 1941 in Landsberg an der Warthe. Mein Vater wird seit dem Zweiten Weltkrieg in Kroatien vermisst. Selbst der Suchdienst fand ihn nie. Meinen Opa hatten die Russen in ein sibirisches Arbeitslager verschleppt. Erst 2011 erhielt ich vom Suchdienst eine Nachricht in russischer Sprache: Er starb in Sibirien und wurde dort beerdigt. Sie hatten ihn abgeholt, in der Partei war er nie, wie ich erfuhr. Meine Mutter arbeitete bei der russischen Kommandantur in Landsberg, jetzt Gorzów.

1947 schickten uns die Polen auf große Reise, wir landeten in Wendisch-Rietz am Scharmützelsee. Dort begann ich 1955 in einem kleinen Malerbetrieb eine Lehre. Mein Lehrlingsgehalt betrug 50 Mark im Monat.

1960 wurde ich für drei Tage in den Knast gesteckt, weil ich am Tag der Beerdigung Wilhelm Piecks heimlich die Hitparade im Radio Luxemburg gehört hatte. Anschließend arbeitete ich weiter als Maler. 1974 begann in Wendisch-Rietz der Bau eines riesigen Komplexes für ein Jugenderholungszentrum. Es gab haufenweise Ärger mit den Anwohnern, die ihr Land für 'nen Appel und 'n Ei hergeben mussten – fast eine Palastrevolution oder, besser gesagt: Dorfrevolution. Mich fragte man, ob ich im Erholungszentrum als Betriebsmaler anfangen sollte. Das tat ich, obwohl mein Betrieb mich nicht gehen lassen wollte. Handwerker waren Mangelware und wir arbeiteten gut und fleißig.

Als Jugendheim unterstand das Objekt dem Amt für Jugendfragen in Berlin, unser oberster Chef war Egon Krenz. 1977 wurden Bungalows mit rund 1300 Betten gebaut. Ich war bis 1992 dort beschäftigt und abgesehen von ein

paar Bungalows, die im Winter nicht beheizbar waren, sollten wir in all den Jahren permanent ausgebucht sein.

Als die Bungalows fertig waren, wurde mir angetragen, die Ausleihe aufzubauen. Das war neu für mich – ich war Handwerker, gehörte zur Arbeiterklasse, ich war meine Arbeit gewohnt, sie machte mir Spaß. »Wat soll denn passieren mit der Ausleihe?«, fragte ich. Das sollte sich bald zeigen. Wir bekamen eine riesengroße Halle zur Verfügung gestellt. Dann ging es los. 250 Fahrräder sollte es geben für unsere Urlauber. Dazu kamen ein paar Tandems, ein paar Klappfahrräder, ein paar Kinderfahrräder, Roller, Dreiräder und was weiß ich nicht noch alles: sieben Segelboote und drei Rügenjollen, außerdem zwei Marlin-Motorboote mit 60-PS-Volvo-Motoren, die im Handel gar nicht erhältlich waren. Solche Boote fuhren nur Mitarbeiter der Stasi und staatlicher Einrichtungen.

Vom Amt für Jugendfragen in Berlin bekamen wir sogar eine Yacht, die durfte nur ich fahren, weil ich die entsprechenden Scheine hatte. Ich war Chef von sieben Mann, die die Ausleihe betrieben. Sonnabend oder Sonntag gab es für uns nicht, Dienst hatten wir von sieben bis 20 Uhr. Wenn ich die Montagsrunde fuhr, musste ich abends öfter Surfer einsammeln, die auf dem See abgetrieben waren – manchmal bis Bad Saarow hinunter. Die Yacht, die ich fuhr, war gut ausgestattet, mit Kühlbox und Tisch, wie es sich gehört. Mit der schipperte ich Minister, Funktionäre vom Amt für Jugendfragen, Parteisekretäre aus Halle oder Frankfurt durch die Gegend, einmal einen frisch veheirateten General – ich durfte immer chauffieren. Es gab Radeberger Bier und Leckerbissen, die man sonst nicht bekam. Wenn ich heimfuhr, konnte ich mit Trickserei ein paar Radeberger für die Kollegen abzwacken.

Obwohl wir ein roter Betrieb waren, war ich nie in der Partei. Ich war eher ein Quertreiber, eckte politisch an. Wenn die Kacke am Dampfen war, kamen mir glücklicherweise meine gesellschaftlichen Aktivitäten zugute. Ich leitete die Jugendgruppe der Angler und war Kampfrichter im Angelverein bis zur Bezirksebene. Seit 1960 war ich aktives Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr Wendisch-Rietz. Dort wurde ich Träger im schweren Atemschutz – schwerer Atemschutz hieß, mit Gasmaske und einem Sauerstoffgerät auf dem Rücken bei gefährlichen Bränden mit giftigem Rauch eingesetzt werden zu können. Ich besuchte mehrere Lehrgänge in Bad Freienwalde und qualifizierte mich zum Ausbilder. Jährlich nahm ich an Übungen und Lehrgängen mit Kameraden von ungefähr zehn anderen Feuerwehren teil – all das ehrenamtlich.

**Durch meine Arbeit in der Fahrzeugausleihe im Jugenderholungsheim und als Chauffeur kam ich in den Genuss von Westwaren.**



**Mich begeisterten die Montagsdemos, die trotz der Massen an Menschen so friedlich abliefen. Ich verpiff niemanden, der demonstrierte.**

Als es auf die Wende zugeht, fuhr ich tapfer jede Woche zu den Montagsdemonstrationen nach Storkow oder Beeskow. Ich staunte, dass mehr Menschen auf der Straße waren als am 1. Mai, ein Tag, an dem es quasi Pflicht war. Eines Dienstagmorgens, als ich mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhr, hieß es: »Jürgen, komm mal rein.« Unser Sicherheitsinspektor erwartete mich. »Du warst doch jestern uff der Demo? Wer von uns war denn noch da?« Ich sagte bloß: »Wärste mit hineinkommen, hättestet jesehen.« Ich verriet niemanden. Mich begeisterten die Demos, die so ruhig abliefen. Man lief mit einer Kerze in der Hand und wenn es an der Staatssicherheit vorbeiging und jemand anfang zu grölen, brachten ihn die anderen zur Räson: »Ey, bitte ruhig, wir machen das friedlich.« Das fand ich einwandfrei. Im Betrieb machte ich Mundpropaganda für die Demos.

Als die politische Situation brenzlicher wurde, wollte der Direktor neu gewählt werden. Es ging chaotisch zu, eine neue Gewerkschaftsleitung sollte gebildet und die alte abgewählt werden. Wir waren Handwerker, Gärtner, Putzkräfte, 330 Mitarbeiter insgesamt. Plötzlich hieß es: »Jürgen, mach du dit!« Ich sagte: »Ick kann dit nich, ick hab keene Ahnung. Nur achte Klasse.« – »Wat willstest denn da können, da brauchstest nüscht, du machst dit.« Also ging ich quasi in die Politik: Ich trat gegen einen Kommunisten an und

gewann die Wahl zum Vorsitzenden der Betriebsgewerkschaftsleitung. Mein unmittelbar Vorgesetzter war ein politisch erfahrener Pfundscherl. »Jürgen«, sagte er zu mir, »gib den Posten ab, dit jeht nich jut.« Ich sagte: »Mensch, ick bin doch gerade erst jewählt worden.« Ich bekam weder ein Büro noch ein Telefon, keinen Zettel und kein Papier, einfach gar nichts. Stattdessen lief ich herum und redete mit den Brigaden. »Endlich mal eener, der sich um uns kümmert«, hieß es. Tun konnte ich nichts, doch allein, dass ich zuhörte und Ratschläge gab, reichte vielen. Ich gab den Posten trotzdem auf.

Bald darauf kamen die Entlassungen. Die Belegschaft wurde in den großen Speisesälen zusammengerufen und irgendwer, wahrscheinlich jemand von der Treuhand, las die Namen derer vor, denen gekündigt wurde. Einfach so. Abteilungsweise. Immer dachte ich: Oh, Glück gehabt, dein Name war nicht dabei. Aber es wurden immer weniger im Betrieb. Eines Tages wurden wir sieben Mann von der Ausleihe zu einem Gespräch gebeten. Unsere Abteilung setzte sich aus uns und den Sportlern zusammen und unser gemeinsamer Chef war Parteigruppenorganisator – ein netter Posten in der DDR. Der Chef erzählte uns, wir würden weiterhin gebraucht, niemand müsse sich bewerben, alles laufe quasi von selbst. Ich hatte von miesen Tricks bezüglich nicht eingereichter Bewerbungen gehört und schrieb daher trotzdem eine auf einen Zettel. »Ich bewerbe mich weiter hier«, mehr nicht. Ich hatte keine Ahnung, wie Bewerbungsschreiben aussehen müssen. Das Ende vom Lied: Von allen, die dort beim Chef gesessen hatten, war ich der Einzige, der blieb. Von 330 Mitarbeitern durften 15 bleiben und ich hatte das Glück, einer von ihnen zu sein. In der Kneipe wurde ich dafür als »Stasi-Schwein« beschimpft.

**Die Namenslisten der Entlassenen wurden immer länger, die Abteilungen immer leerer. So brach der Betrieb auseinander.**

Ich blieb in der Ausleihe und bekam sieben ABM-ler zugeteilt. Nun schiperte ich Westprominenz umher, bis Berlin fuhr ich die, durch alle Schleusen. 1992 war damit Schluss, weil es nicht gelungen war, den Betrieb zu verkaufen. Von einem Justiziar aus dem Wirtschaftsministerium, den ich samt seiner Familie oft herumkutscherte, erfuhr ich dazu folgende Interna: Unser Betrieb sollte verkauft werden und das Wirtschaftsministerium, zu dem wir gehörten, durfte so etwas nicht erledigen. Deshalb wurden wir dem Finanzministerium, geführt von Theo Waigel, übergeben, das es jedoch nicht fertigbrachte, zu verkaufen. Das Finanzministerium selbst wiederum durfte kein Objekt wie das Jugenderholungszentrum führen, weswegen wir zurück an das Wirtschaftsministerium gingen. »Geht nicht, darf nicht«, so die Worte des Justiziar. Also wurde allen gekündigt und das Jugenderholungszentrum war tot.



Wegen Knieproblemen war ich inzwischen zu 50 Prozent als schwerbeschädigt anerkannt worden. Damit genoss ich Kündigungsschutz – den beschäftigenden Betrieb aber gab es nicht mehr. Ich überlegte hin und her, suchte mir einen Anwalt und klagte gegen das Wirtschaftsministerium. Ich trug einen glasklaren Sieg davon. Weil das Ganze dauerte, hatte ich mir inzwischen allerdings einen neuen Job gesucht und deswegen nicht wegen Rauschmisses klagen können, aber auf Lohnerhöhung und Lohnausgleich. Die bekam ich zugesprochen und hatte somit das Geld und einen neuen Job.

Von 1992 bis 1997 arbeitete ich als Platzwart auf dem Campingplatz am Scharmützelsee. Nach einem Streit mit meinem Chef endete meine Zeit dort und 1998 fing ich als Caddiemaster im Golfclub »Sporting Club Berlin« in Bad Saarow an. Dort blieb ich bis Ende August 2001, bis zum Antritt der Unfallrente. 2011 lernte ich meine Partnerin Renate Bossack in Guben kennen. Im folgenden Jahr zog ich zu ihr. So wurde ich 2012 zum Gubener Bürger.

## Elf Mann am Tisch

Ans Weggehen dachte Wolfgang Zyrus nie. Er und seine Familie blieben in Guben – selbst, als es schwierig wurde. Der Landmaschinen- und Traktorenschlosser schulte um und kam vergleichsweise problemlos durch die Nachwendezeit.

**Wolfgang Zyrus**  
Jahrgang 1952

**I**ch komme nicht aus der Industrie, sondern aus der Landwirtschaft. Meine Lehre zum Landmaschinen- und Traktorenschlosser begann ich 1969. Damals gab es hier nur Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften (LPG). Zum Schluss war ich in einer großen LPG beschäftigt, die den ganzen Kreis bewirtschaftete. Die Betriebe teilten sich auf in die Bereiche Tierproduktion und Pflanzenproduktion und ich war Werkstatteleiter in der Pflanzenproduktion. Die LPG bewirtschaftete rund 7 000 Hektar und wir hielten die gesamte Technik dafür instand, mit allem, was dazugehörte.

Im Zuge der Wende wurden die Produktionsgenossenschaften aufgelöst und es gründeten sich etliche Einzelbetriebe. Die Viehzuchtbetriebe nahmen die ehemaligen LPG-Flächen stückweise auf. Die LPG Pflanzenproduktion Schenkendöbern, wo unser Hauptstandort lag, zerfiel. Irgendwann war nichts mehr da und ich war gezwungen, mich umzuorientieren.

Mein früherer Vorgesetzter Manfred Donat hatte ein Fuhrunternehmen gegründet, bei ihm konnte ich anfangen. Ein halbes Jahr fuhr ich einen Vierzigtonner-Lastkraftwagen. Ich transportierte Bitumen von Schwedt nach Guben, denn in der gesamten Gegend wurden die Straßen neu gemacht, überall gab es Mischanlagen für den Straßenbau. Aber Lkw-Fahren war nicht wirklich mein Ding. Als ein Bekannter mir erzählte, dass in Schenkendöbern ein Kfz-Meister für gewerblichen Fahrzeugbau gesucht würde, sagte ich zu.

So kam ich zu Schmidt-Metall. Das war ein großes Unternehmen mit drei Abteilungen: Aluminiumbau, Stahlbau und Fahrzeugbau. Wir bauten Last-



kraftwagen auf, Kräne, Abroller, Absetzer, Hebebühnen, massenweise Kofferaufbauten. In den ersten drei Jahren fuhr ich nicht einmal in den Urlaub, weil so viel zu tun war.

Ich hatte mich zu DDR-Zeiten schon gut eingerichtet; für mich verlief die Wende problemlos. Meine große Tochter wurde 1992 mit der Schule fertig. Damals kostete es viel Kraft, Arbeit zu finden. Zunächst machte sie eine Ausbildung in Wirtschaftswesen, Rechnungswesen, später orientierte sie sich komplett um. Nun arbeitet sie seit Jahren in der häuslichen Krankenpflege, das gefällt ihr gut. Meine jüngere Tochter ging in die Landwirtschaft, wo sie jetzt in der Viehzucht arbeitet. Meine Kinder wohnen mit auf dem Hof, wo wir mit Kaninchen, Hühnern, Gänsen, Schafen, Katzen und dem Hund leben und nebenbei ein bisschen Landwirtschaft betreiben. Sonntags sitzen bei uns elf Mann am Tisch. Den Gedanken, von hier wegzugehen, hatte ich nie.

**Für mich verlief die Wende problemlos. Ich arbeitete bald in einem Privatunternehmen, meine Töchter fanden Arbeit und die Familie lebt zusammen auf einem Hof.**

## Jedes Mal ein Kraftakt

Von der Telekom zwar ausgebildet, aber nicht übernommen, kam Steffen Ziethmann auf der Suche nach Arbeit weit herum. Weil die Firmen pleite machten, musste er alle paar Jahre den Job wechseln – bis die Stadt Guben ihm endlich einen sicheren Job bot.

**Steffen Ziethmann**  
Jahrgang 1980

Ich bin kein gebürtiger Gubener – groß wurde ich in Eisenhüttenstadt, welches ich allerdings 2004 verließ. Wie bis vor wenigen Jahren die Arbeitssituation im Osten aussah, ist bekannt. Ich wurde bei der Deutschen Telekom in Frankfurt/Oder ausgebildet. Die Ausbildung war spannend, aber in ein festes Arbeitsverhältnis wurde kein einziger Lehrling übernommen. Stattdessen landeten Auszubildende in einer Transfergesellschaft namens Vivento, die die Gestrandeten in Jobs vermitteln sollte. Je schneller sie untergebracht wurden, desto mehr profitierte die Gesellschaft. Ich schrieb damals ungefähr 80 Bewerbungen. Am Ende standen zwei Stellen zur Auswahl, eine davon in Dresden. Freiwillig entschied ich mich nicht für den Weggang aus Eisenhüttenstadt, sondern ich verfuhr nach dem Motto: »Was muss, das muss.«

**Viele Menschen zogen der Arbeit hinterher und mussten deshalb ihre Heimat verlassen.**

In Dresden fing ich beim Technologieunternehmen AMD (Advanced Micro Devices) im Bereich der Qualitätssicherung (CFM: Contamination Free Manufacturing) an. CFM war für die Überwachung einer ganzen Reihe wichtiger Prozessschritte zur Herstellung von Mikroprozessoren zuständig. Meine Aufgabe dabei kann oberflächlich als das Ermitteln von Fehlerzahlen und -arten beschrieben werden: Überschritt das Defektniveau bestimmte Grenzwerte, wurden die verursachenden Maschinen aus der Produktion genommen. Organisiert wurde das Ganze in Zwölf-Stunden-Schichten. Zweimal erhielt ich einen Vertrag für je anderthalb Jahre. Als der zweite auslief,

steckte das Unternehmen in einer tiefen Krise. AMD hatte eine Firma übernommen und den Übernahmepreis falsch berechnet – eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. 5,4 Milliarden US-Dollar waren ausgegeben worden, 620 Millionen mussten sofort abgeschrieben werden. Angesichts dieser Fehlkalkulation kam es zu Entlassungen, rund 1 600 Stellen wurden allein 2008 gestrichen, weitere 900 im nächsten Jahr. Wer zuletzt gekommen war, musste gehen – Leute mit befristeten Verträgen sowieso. Mein Vertrag wurde nicht verlängert und die Verträge meiner befristeten Kollegen ebenso wenig.

Glücklicherweise war bereits vor einiger Zeit ein neues Gesetz zur Einspeiseförderung für Solaranlagen in Kraft getreten, das EEG (Erneuerbare-Energien-Gesetz). In Ostdeutschland kündigte sich ein Boom an, jede Menge Solarunternehmen drängten in den Markt und produzierten und verkauften Photovoltaikmodule.

Das Berliner Unternehmen Solon produzierte als einer der großen deutschen Hersteller in Greifswald. Dank meiner Berufserfahrung im Bereich der Qualitätssicherung konnte ich dort im Juli 2008, ebenfalls im Bereich der Qua-

litätssicherung, unbefristet anfangen. Die Aussichten waren gut – so dachte ich zumindest –, da ein völlig neuer Markt im Entstehen war und die nachhaltige Transformation der Energieerzeugung auch politisch nur gewollt sein kann. Der Boom der Erneuerbaren verdankte sich allerdings gerade in den Anfangsjahren im Wesentlichen der Einspeisevergütung. Es tummelten sich viele deutsche Unternehmen in der Branche. Aber auch die Chinesen spielten ganz groß mit – ein Grund dafür, dass die Förderung über das EEG in meh-

rereren, teils unterjährig Schritten signifikant gesenkt wurde. Das überlebten die deutschen Unternehmen nicht. Mittlerweile sind 80 Prozent der Photovoltaikhersteller chinesisch.

Solon ging ebenfalls in die Insolvenz. Kurzfristig landete ich bei einem unserer Dienstleister ML&S (Manufacturing Logistics & Services), der Unternehmensteile aus der Insolvenzmasse übernommen hatte, und wurde dort Teamleiter in der Qualitätssicherung der verbleibenden Photovoltaiklinien. Angesichts der bevorstehenden Insolvenz des Betriebs einerseits und meiner Erfahrungen im Technologiebereich andererseits war jedoch mein Vertrauen in den Technologiestandort Deutschland schwer erschüttert. Dieser permanente Zwang zum Jobwechsel – so konnte es in meinen Augen nicht weitergehen.

Ich sah nur zwei Alternativen: Entweder musste ich meinen Bildungsgrad erhöhen oder unbegrenzt flexibel sein und den Osten verlassen. Da ich Letz-

**Wegen mehrfachem Personalabbau und einer Firmeninsolvenz war ich immer wieder gezwungen, den Job zu wechseln. Mein Vertrauen in den Technologiestandort Deutschland nahm rapide ab.**



teres nicht wollte, entschloss ich mich für ein Studium. Ich schrieb mich an der Technischen Hochschule Wildau ein, legte Bachelor und Master in Betriebswirtschaft ab und spezialisierte mich während des Masters auf den Bereich Finanzen. 2017 war ich fertig und ging für den nächsten Job nach Berlin. Dort wurde ich Umweltmanager bei der Vectron International. Mein Aufgabenspektrum erforderte eine Mischung aus wirtschaftlichen Kenntnissen und dem technischen Wissen, das ich von früher mitbrachte.

Im Grunde aber zog es mich nach Hause. Als die Stadtverwaltung Guben eine Stelle ausschrieb, die zu mir passte, bewarb ich mich und bekam den Job. Zum ersten Mal in meinem Leben kündigte ich selbst und wechselte im April 2020 nach Guben.

In der Stadtverwaltung bin ich zuständig für das Beteiligungsmanagement (BTM), das alle verwaltenden sowie operativen Aufgaben umfasst, die im Zusammenhang mit den Unternehmensbeteiligungen der Stadt Guben stehen. Ziel des BTM ist es, eine effektive Beteiligungssteuerung, umgesetzt durch die Verwaltungsspitze, zu ermöglichen. Als einen Teil des BTM muss man sich das Beteiligungscontrolling vorstellen, welches die Auswertung betriebswirtschaftlicher, leistungs- und wirkbezogener Daten – Kalkulationen, Wirtschaftspläne, Gewinn- und Verlustrechnungen, Jahresabschlüsse usw. –

beinhaltet. Ein weiteres Tätigkeitsfeld ist die Wirtschaftsförderung. Hier werden Unternehmen dabei unterstützt, sich an unserem Standort anzusiedeln, ihren Geschäften nachzugehen und zu expandieren.

Für meine 42 Jahre bin ich relativ weit herumgekommen, ich habe etliche Unternehmen von innen gesehen. Jedes Mal war der Wechsel zu einem neuen Arbeitgeber ein Kraftakt. Man verliert eigentlich immer alles, allem voran die sozialen Bindungen – erst recht, wenn man für eine Arbeitsstelle in eine andere Stadt umziehen muss. Man verliert persönliche Kontakte und Netzwerke und ein Großteil des erworbenen Wissens wird plötzlich wertlos, weshalb man sich jedes Mal gehörig ins Zeug legen muss, um den Neueinstieg zu schaffen. Mit dem Alter wird das schwieriger. Es gibt Geschichten von Menschen, die jahrzehntelang arbeitslos waren, weil sie den Wiedereinstieg unter den herrschenden Bedingungen nicht geschafft haben. Ich habe Verständnis dafür, denn die Zeiten waren hart und die notwendige Umorientierung war ganz und gar nicht ohne.

Wir laufen mitunter Gefahr, den permanenten Wandel zu glorifizieren. Alles hat jedoch seine Grenzen. Selbst junge Menschen verweigern sich zunehmend der ständigen Flexibilisierung. Das muss man ernst nehmen.



3. Erzählalon am 26. August 2022 in der Alten Färberei



  
**VEB GUBENER WOLLE**  
1902 - 1992  
Tuchfabrik C. Lehmann's Witwe & Sohn  
1849 - 1902

Denkmalschutzrechtliche Gebäudesicherung gefördert mit Mitteln  
aus dem Programm „Städtebau Ost“ - Teilprogramm „Aufwertung“ 2014

Alle Bau beteiligte Unternehmen

**Den Abbruch verwalten –  
Vereine, Ehrenamt und Politik**

## Zwischen Aufbruch und Schadensbegrenzung

Als einem Christen blieben Gottfried Hain in der DDR etliche Türen verschlossen. Nach der Wende wurde er ins Gubener Sozialamt geholt und schließlich sogar Bürgermeister – ein herausfordernder Job in schwierigen Zeiten.

**Gottfried Hain**  
Jahrgang 1956

**I**ch wurde in Nowy Bytom in Oberschlesien geboren. Im Alter von wenigen Monaten kam ich aus der Volksrepublik Polen in die DDR nach Luckau, wo meine Großeltern lebten. Sie waren als Geflüchtete aus Grünberg, dem heutigen Zielona Góra, am Ende des Zweiten Weltkriegs dorthin gelangt. Meine Eltern siedelten mit meinen drei Schwestern und mir im Rahmen der sogenannten Familienzusammenführung nach Luckau um. So wuchs ich in dieser beschaulichen Kleinstadt auf, die bis heute von einer fast vollständigen Stadtmauer umgeben ist.

Nach Abschluss der zehnten Klasse führte mich mein Weg in die Wilhelm-Pieck-Stadt Guben an der polnischen Grenze. Reizvoll war für mich hier die in den Siebzigerjahren für den Visaverkehr offene Grenze nach Polen, kam ich doch ursprünglich aus diesem Land, ohne allerdings dessen Sprache zu beherrschen. Das Gubener Chemiefaserwerk war zuständig für die Ausbildung zu Facharbeitern für Chemische Produktion für den ganzen Bezirk Cottbus – also auch für mich. Zu anderen Chemiestandorten hätte ich von zu Hause aus einen ähnlich langen Weg gehabt.

Seit den Sechzigerjahren kamen Menschen vor allem aus Sachsen-Anhalt und Thüringen in unsere Stadt wegen der Möglichkeit, in einem modernen Faserwerk zu arbeiten und in ebenfalls modernen Wohnungen, meist mit Fernheizung versehen, zu

**Viele junge Menschen kamen nach Guben und blieben. Es gab gut ausgestattete Betriebe und moderne Wohnungen. So wurde Guben zu einer der jüngsten Städte der DDR.**



wohnen. Sie wollten hier eine Familie gründen oder ihre bestehende Familie erweitern. In den Achtzigerjahren gehörten wir vom Durchschnittsalter der Einwohnerschaft her gesehen zu den jüngsten Städten der DDR.

Als Lehrling und Jungfacharbeiter spürte ich, wie diese Stadt tickte mit ihrer Mischbevölkerung und der strukturbestimmenden Industrie. Gleichzeitig fiel mir, wohl aufgrund meiner Herkunft aus einer sehr kleinen Stadt, auf, wie zerrissen Guben war. Eine geteilte Stadt wie Berlin, dachte ich. Auch hier verläuft die Grenze mitten durch die Stadt – dort eine Mauer, hier ein Fluss. Ohne ein Fahrrad als Fortbewegungsmittel, das man wie seinen Augapfel hüten musste, war das Leben in dieser weitläufigen, mittelgroßen Stadt nicht denkbar. Dein Sarg wird in dieser zerrissenen Stadt mit ihrer zusammengewürfelten Bevölkerung mal nicht stehen, sagte ich mir. In den folgenden Jahren stand ich aus verschiedenen Gründen öfter vor der Frage, ob ich nicht in andere Regionen aufbrechen sollte, blieb aber letztlich doch hier.

Eigentlich plante ich, Chemiker zu werden und in Guben den Facharbeiter mit Abitur abzulegen. Für meinen bereits abgeschlossenen Lehrvertrag mit dem Chemiefaserwerk war die Delegation des Kreisschulrates zum Abitur Voraussetzung. Während meiner Jugendzeit im christlichen Elternhaus war ich mir meiner Überzeugung immer bewusster geworden und in der zehnten Klasse aus der FDJ ausgetreten – nicht, weil ich die Idee einer sozialistischen Gesellschaft schlecht fand, sondern weil ich aus Glaubens- und Gewissensgründen das atheistische Erziehungsziel der FDJ als »Kampfeserve der Partei« nicht mittragen konnte. Sollte der als »wissenschaftliche Weltanschauung« proklamierte Materialismus mit seiner »Diktatur der Arbeiterklasse« wirklich für Ausgleich, Frieden und Gerechtigkeit zwischen den Menschen sorgen können?

Als Konsequenz aus meiner Entscheidung musste der Kreisschulrat seine Delegation zurückziehen, und auch mein Lehrvertrag war zu kündigen. Nach Guben kam ich trotzdem. Ich wurde zu einem Gespräch eingeladen,

**In Guben durfte ich trotz meines Glaubens eine Berufsausbildung machen. Die Leute achteten meine persönliche Entscheidung.**

in dessen Ergebnis ich einen Lehrvertrag für die Ausbildung zum Facharbeiter für Chemische Produktion ohne Abitur erhielt. Ich war froh, dass es wenigstens bei diesem Berufswunsch bleiben durfte. Im Zusammenhang mit meiner Schulzeit und Berufsausbildung erinnere ich mich an viele sehr offene und wertschätzende Gespräche mit Lehrerinnen, Ausbilderinnen und Erziehern im Lehrlingswohnheim, Leute, die meine persönliche Entscheidung achteten und dennoch bedauerten.

Im Jahr 1976 begann ich eine neue Tätigkeit als Hilfspfleger im Kreiskrankenhaus, um innerhalb einer berufsbegleitenden Ausbildung Krankenpfleger

zu werden. Mir war klar geworden, dass mich eine Tätigkeit, die unmittelbar auf die Unterstützung anderer Menschen ausgerichtet war, sehr erfüllen würde. So lernte ich nun verstärkt die Seniorengeneration Gubens kennen. Mit einem Augenzwinkern bezeichneten sich die älteren Patienten als »adlig«: »Ich bin von drüben.« Sie meinten damit, dass sie östlich der Neiße geboren, aufgewachsen und kriegsbedingt von dort hierher gekommen waren.

Meine Verbindung zu dieser die Stadt Guben prägenden Bevölkerungsgruppe und überhaupt zu den Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft, die hier miteinander lebten, wurde immer stärker. Ich identifizierte mich und begann, Guben als Heimatstadt anzunehmen und auch zu lieben. Nicht zuletzt wurde dieser Prozess des Zusammenwachsens dadurch verstärkt, dass ich im Rahmen der Bereitschaftsdienste in der Notaufnahme immer wieder Bekannte aus meiner Chemiarbeiterzeit traf und mich für ihr Ergehen in Beruf und Familie interessierte.

Im Anschluss an meine zweite Berufsausbildung holte ich an der Volkshochschule das Abitur nach. Die Abiturprüfungen fielen, wie auch meine Heirat, in das Frühjahr 1980. Meine anschließende Bewerbung zum Medizinstudium war wiederum nicht erfolgreich. Diesmal wurde die Ablehnung

**Mehr und mehr identifizierte ich mich mit der Stadt und ihrer Bevölkerung. Guben wurde mir zur Heimat und die Gubener machten mich zu dem, der ich heute bin.**



damit begründet, dass ich meinen Dienst in der Nationalen Volksarmee noch nicht absolviert habe. So arbeitete ich weiter im OP des Krankenhauses, um dann im Herbst 1981 doch noch ein Studium zu beginnen: Theologie. Im Mai 1982 – unser zweites Kind sollte im Juli geboren werden – wurde ich für uns sehr überraschend aus dem zweiten Studiensemester für 18 Monate zum Wehrersatzdienst als Bausoldat einberufen. Gegen eine Einberufung konnten in der DDR lediglich gesundheitliche, keine beruflichen oder familiären Gründe geltend gemacht werden. Im Anschluss an die Armeezeit fiel die Entscheidung, dass ich das Studium abbrechen und wir als Familie unseren Weg in Guben fortsetzen würden. Ein einsames, weiterführendes Studium meinerseits war damit vom Tisch.

Immer stärker verband sich mein Leben mit dem Leben unserer Stadt und ihren Menschen auf verschiedenen beruflichen und gesellschaftlichen Ebenen, nicht zuletzt in der christlichen Jugendarbeit unserer kleinen Baptistengemeinde und im ökumenischen Kontext. Auch die Geburt unserer Kinder und ihr Aufwachsen mit den anderen Kindern hier machten uns zu »richtigen« Gubernern. Gerade durch unser Engagement in der sogenannten Wendezeit 1989 und 1990 wurden wir als solche wahrgenommen. Manchmal sind es ja die Menschen um einen herum, die einen zu dem machen, der man ist.

Denke ich über die Vorwendezeit nach, so nehme ich wahr, dass das System des Sozialismus einer zunächst schleichenden, dann exponentiell anwachsenden Vertrauenskrise erlag. Wenn Menschen ihr Vertrauen verlieren, gibt es kein Halten mehr. Die Menschen wollten zu neuen

Ufern aufbrechen. Die Vorstellungen von einem reformierten, demokratisierten, offenen Staat wurden sehr schnell überholt von dem Wunsch nach Zusammenschluss mit den alten – für uns neuen – Bundesländern und der Übernahme des wirtschaftlich erfolgreicher westlichen Systems der Sozialen Marktwirtschaft. Kurz: Die »Deutsche Einheit« wurde von der überwiegenden Mehrheit der Menschen als Anschluss an die Bundesrepublik verstanden und gewünscht.

Viele, die sich vom neuen Gesellschaftssystem Erleichterungen und Vorteile in jeder Hinsicht versprochen, wurden allerdings enttäuscht und ernüchtert, wenn etwa ihr Betrieb geschlossen wurde, Arbeitsplätze verloren gingen und sie plötzlich auf staatliche Hilfe angewiesen waren, was sie in diesem Ausmaß vorher nicht gekannt hatten.

Damit bestätigte sich leider die geäußerte Befürchtung des Schauspielers und Gewerkschafters Heiner Müller: Er hatte während der großen Demo am

**Das System des Sozialismus' erlag einer stetig anwachsenden Vertrauenskrise. Die Menschen wollten zu neuen Ufern aufbrechen, deshalb wünschten sie sich die deutsche Einheit.**

4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz bereits von flächendeckender Arbeitslosigkeit auf dem Gebiet der DDR gesprochen. In mir war angesichts dieser Voraussage Unbehagen aufgestiegen sowie die Ahnung, dass wir eine schwierige Phase auch in unserer Stadt und Region vor uns hatten.

Diese Vorstellung und das nachfolgende Erleben, dass Müller recht behalten sollte, waren schmerzhaft. Gleichzeitig wuchs in mir die Überzeugung, dass ich als jemand, der mitten im Wendegeschehen stand, nun auch in Guben Verantwortung übernehmen musste und – anstatt einem attraktiven Arbeitsangebot in Nordrhein-Westfalen zu folgen, das mir inzwischen unterbreitet worden war – zu bleiben.

1990 war ein sehr nervöses Jahr. Viele Menschen brachen bei uns ihre Zelte ab, andere überlegten, ob und wie sie sich verändern wollten, ja, wie es überhaupt weitergehen sollte, denn der sogenannte Strukturwandel nach der Wiedervereinigung zeichnete sich bereits ab. Es gab überdurchschnittlich viele Unfälle, wir hatten in der Notaufnahme und im OP sehr viel Arbeit. Es ist interessant, wie sich die gesellschaftliche Situation im Gesundheitswesen spiegelt.

Mitten in dieser Situation wurde ich gefragt, ob ich Interesse hätte, im Landkreis das Sozialamt aufzubauen. Diese Anfrage schlug bei mir ein wie eine Bombe und annullierte umgehend alle anderen Überlegungen hinsichtlich meiner beruflichen Zukunft. Das Soziale, die Verbindung finanzieller staatlicher Unterstützung und fürsorglicher Begleitung von Menschen, deren erlebte und erlittene Benachteiligungen auszugleichen sind, bedeutete für mich die praktische Anwendung vieler Überzeugungen und Wertvorstellungen, die mein Leben bis dahin geprägt hatten.

Ich bewarb mich für die Leitung des Sozialamts im Kreis Guben und durfte diese Aufgabe übernehmen. Dabei wusste ich zunächst nicht ansatzweise, wie so ein Amt funktioniert. Gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen, die ich zum Aufbau dieses Amtes aus den verschiedensten beruflichen Hintergründen aussuchen durfte, musste ich alles, was mit dem Sozialrecht und der Durchführung von Verwaltungsarbeit zusammenhängt, von Grund auf und in kürzester Zeit erlernen.

Es beeindruckte mich, dass das Bundessozialhilfegesetz die Basis schuf, jenen, die auf der Schattenseite des Lebens gelandet waren, ein Mindestmaß an finanzieller Ausstattung zukommen zu lassen, damit ihnen ein menschenwürdiges Leben erhalten bleibt. Menschenwürde und Wertschätzung bestehen meiner Ansicht nach nicht allein darin, Menschen finanziell zu ver-

**Menschenwürde und Wertschätzung bestehen nicht allein darin, Menschen finanziell zu versorgen, sondern auch darin, ihnen Zugang zum gesellschaftlichen Leben zu verschaffen.**



sorgen, sondern auch darin, ihnen mit einer Betätigung, die sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten ausüben können, Zugang zum gesellschaftlichen Leben zu verschaffen, damit sie so ihr Selbstwertgefühl behalten beziehungsweise

**Die soziale Infrastruktur aufzubauen, ist eine dringende Notwendigkeit. Kleine, lokale Initiativen sind dafür unerlässlich.**

wiedergewinnen können. Viele Bemühungen in dieser Hinsicht gab es seither. Dennoch müssen immer wieder neue Wege gefunden werden, um Menschen, die staatlicher Unterstützung bedürfen, durch die Schaffung von Beschäftigungsmöglichkeiten aktiv an der Bewältigung anstehender öffentlicher Aufgaben zu beteiligen. Das Ziel der Vermittlung auf dem Arbeits-

markt kann so eher erreicht werden als durch eine Versorgung, die Menschen in den Zustand relativer Passivität versetzt.

Vor diesem Hintergrund war für mich von Anfang an ein zweites Aufgabenfeld des Sozialamts erkennbar: Im Aufbau einer sozialen Infrastruktur in Guben sah ich eine unmittelbare Notwendigkeit. Bisher kannten wir große, flächendeckende Träger sozialer Arbeit wie die Volkssolidarität und das Deutsche Rote Kreuz. Es ist jedoch erforderlich, dass kleine, neu entstandene lokale Initiativen sich als Vereine gründen, zusammenarbeiten und sich so die Arbeit teilen können. Einen solchen Prozess, den Aufbau eines Netzwerkes sozialer Arbeit, wollte ich gern unterstützen und begleiten. Das war mein Ding. Trägervielfalt war das angestrebte Ziel, um möglichst viele Menschen

in den unterschiedlichen Lebenslagen ganzheitlich begleiten und unterstützen zu können, in Ergänzung der unmittelbaren staatlichen Sozialhilfe und darüber hinaus.

Der Verein Haus der Familie war der erste, der sich aus diesen neuen Initiativen gründete. Zuschüsse für Vorhaben waren schon antragsgemäß bewilligt, als der Verein noch gar nicht offiziell eingetragen war. Entgegen nahmen wir diese Gelder als Sozialamt der Kreisverwaltung. Als die Vereinsgründung auch rechtlich abgeschlossen war, transferierten wir das Geld in den Verein und er konnte selbstständig seine ersten Schritte tun.

Bei den Protesten 1989/90 fiel mir auf, dass vielfach lediglich Sachverhalte kritisiert wurden. Was dabei an Äußerungen zutage trat, war fast schon selbstzerstörerisch, auch wenn es oftmals nicht so gemeint war. Es fehlten weithin die Erfahrungen öffentlicher und kontroverser politischer Diskussion. Hier musste eine höhere Qualitätsstufe erreicht werden.

Im kleinen Kreis der »Arbeitsgemeinschaft Soziales« überlegten wir, was wir an Positivem anregen und auf den Weg bringen konnten. Viele Ideen entstanden aus unseren Erfahrungen und ersten Überlegungen, noch ohne Kenntnis von gesetzlichen Zusammenhängen und Möglichkeiten. Wir saßen im Club der Volkssolidarität und dachten beispielsweise über Erziehungsfragen nach: Unserer Meinung nach ging es nicht an, dass der Staat sich anmaßt, bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen die Hauptrolle spielen zu wollen. Wir fragten uns, wie man die Familien unterstützen kann, und überlegten, welche Ansätze für die Arbeit in Kindergärten mit vielfältigen Konzeptangeboten hilfreich sein können. Frauen aus diesem Kreis übernahmen später mit ihren Vereinen die Trägerschaft für Kindertagesstätten. Heute befinden sich alle Kitas unserer Stadt in frei-gemeinnütziger Trägerschaft und ergänzen sich mit ihren Angeboten.

**Viele Ideen für die Stadt entstanden aus unseren Erfahrungen, aus denen sich Konzepte entwickelten. So bauten wir an der Zukunft Gubens mit.**

Aus ersten Versuchen, neue Denkansätze mit bestehenden Erfahrungen zu verknüpfen, wurden Konzepte, die sich in der Zukunft bewährten und bis heute Offenheit für aktuelle Herausforderungen und Handlungsfähigkeit ermöglichen. Zum Zeitpunkt 1990 wusste noch niemand genau, wohin die Gesellschaft steuern und wie schnell sich Situationen und Anforderungen verändern würden. Zahlreiche Denkansätze und vor allem die innere Bereitschaft, gemeinsam aktiv auf Veränderungen zu reagieren, nahm ich in mein neues Arbeitsfeld in der Kreisverwaltung mit.

In diesem Sinne trafen wir uns monatlich am »Runden Tisch der sozialen Vereine«. Der Erfahrungsaustausch half uns, die jeweiligen Projekte differen-



ziert miteinander abzustimmen, bestehende Ideen weiterzuentwickeln und Antworten auf die Frage zu finden, wie wir mithilfe von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen mittel- und langfristig soziale Arbeit für die Menschen unserer Stadt anbieten können.

»Wenn ihr Bestand haben wollt, müsst ihr Regelaufgaben der Kommune übernehmen«, sagte ich. Dafür boten sich die Kita-Trägerschaften an. Doch die Geburtenrate war drastisch zurückgegangen. Viele junge Leute zogen der Arbeit nach, bauten sich im Westen eine neue Existenz auf. Man suchte in erster Linie – und verständlicherweise – Sicherheit für die eigene Lebenssituation. Ausgerechnet in einer solchen Zeit sagten mutige Frauen: »Wir versuchen das, wir übernehmen Trägerschaften von Kitas entsprechend dem noch bestehenden Bedarf.« Dieser Prozess erfolgte schrittweise in den Jahren meiner Bürgermeisterzeit nach 1994.

Im Sommer 1993 hatten mich mehrere Wegbegleiter gefragt, ob ich nicht bei der Bürgermeisterwahl im Herbst kandidieren wolle. Auf diesen Gedanken wäre ich von allein nie gekommen und hatte zunächst lachend abgewunken. Nach wiederholtem Zureden ließ ich mich dann doch darauf ein. Im ersten Wahlgang war mir, der ich von einer Wählerinitiative aufgestellt worden war, Diethelm Pagel als Kandidat der PDS um Längen voraus. In der Stichwahl hatte ich als Kompromisskandidat der anderen Parteien jedoch ein klares positives Wählervotum erreicht: Am 6. Dezember 1993 wurde ich überraschend Bürgermeister der Stadt Guben.

Das neue Amt brachte große Herausforderungen mit sich. Im sozialen Bereich fühlte ich mich sicher und zu Hause, mit Wirtschaftsfragen hingegen kannte ich mich nur bedingt aus. Ich kannte die dafür zuständigen Leute in der Verwaltung noch zu wenig, ebenso galt es, die Verbindungen zur Wirtschafts-

förderung des Landes und auch zu den Unternehmen neu zu knüpfen. Schnell lernte ich, dass das Schiffchen nur im gemeinsamen Handeln gut zu steuern ist. Es kam darauf an, mit allen, die Verantwortung trugen, ohne Vorbehalte umzugehen, mit ihnen zusammenzuarbeiten und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich mit ihrem Fachwissen einzubringen. So konnte ich auf vielfältige Erfahrung von Fachleuten in der Verwaltung

und in der Wirtschaft aufbauen und die Arbeit beider Bereiche verbinden.

Dennoch waren der Strukturwandel und der Abbruch von Strukturen in den Neunzigerjahren in unserer Region so tiefgreifend, dass der Erhalt und die Schaffung neuer Arbeitsplätze nicht im befriedigenden Umfang möglich waren. Glücklicherweise zeigt sich heute, dass wir mit der Planung des Stadt-

**Das Wichtigste war, zusammenzuarbeiten und gemeinsam etwas auf die Beine zu stellen. So konnte das (Fach)Wissen vieler einfließen.**

zentrums, der Revitalisierung des Industriegebiets, der deutsch-polnischen Zusammenarbeit und auch der Konsolidierung der Kitalandschaft die Weichen in Richtung Zukunft letztlich erfolgreich stellen konnten.

Nach acht Jahren Bürgermeistertätigkeit wurde ich nicht wiedergewählt. Das war durchaus keine einfache Erfahrung für mich, obwohl ich mich als Person nie über dieses Amt definiert hatte – lediglich darüber, dass ich mein Bestes für die anstehenden Aufgaben und zur Lösung bestehender Problemlagen geben wollte.

In dieser Situation schmerzten mich vor allem zwei Dinge: zum einen, trotz persönlichen Engagements nicht mehr die Zustimmung der Mehrheit zu bekommen. Es fühlte sich an, als ob ich einen Tritt in den Hintern bekommen hätte – wenngleich ich der Wählerschaft natürlich ihre freie demokratische Entscheidung zubilligte. Was mir aber weitaus mehr leid- und wehtat, war das Gefühl, einen aufblühenden Betrieb verlassen zu müssen, denn die Betriebskultur hatte sich in den acht Jahren verändert: Mitarbeitende waren bereit, eigenverantwortlich ein Risiko einzugehen, kreativ zu werden, zu kommunizieren und sich nicht nur zu ducken in der Angst, für mögliche Fehler an den Pranger gestellt zu werden. Ich bedauerte sehr, die Stadtverwaltung mitten in einem inneren Reifungsprozess verlassen zu müssen. Schade, aber so war es – auch das musste ich annehmen und darauf hoffen, dass sich aus neuen Ansätzen und Denkweisen Gutes entwickeln würde.

Ich möchte noch etwas zum Thema Kindertagesstätten ergänzen: Nach der Wende fand ein Schwund von 33 auf acht Einrichtungen statt. Mit der Gewerkschaft einigten wir uns darauf, nicht die Anzahl, sondern die Arbeitszeit der Mitarbeiterinnen an den Bedarf anzupassen. Auch das Einverständnis des Personalrats hatten wir für diese gemeinsame Vorgehensweise. Wenn im Zuge der vorhersehbaren, berechenbaren Schrumpfung Kündigungen nach Sozialplan unausweichlich wurden, nahmen wir die betreffenden Mitarbeiterinnen ein halbes Jahr vorher in Vollbeschäftigung, damit sie anschließend ein auskömmliches Arbeitslosengeld bekamen. Unter den damals gegebenen Umständen sahen wir das als die sozial verträglichste Lösung an. Es ging knallhart um die Sicherung des Lebensunterhalts für ganze Familien. Man muss sich klarmachen, dass diese nach Tarif beschäftigten Frauen oft die Hauptverdienerinnen in der Familie geworden waren. In der hier versammelten Runde sitzen Herren, die richtig Glück hatten. Aber viele Männer, die aus der Chemiefaser, der Hutfabrik oder der Wolle entlassen worden waren, landeten in Wirtschaftsbereichen, in denen nicht ansatzweise nach Tarif gezahlt wurde. Im Krankenhaus war es ähnlich. Mein Vorgänger hatte die Krankenschwestern grundsätzlich zu 75 Prozent der Vollzeit angestellt, damit mög-

lichst alle in Arbeit blieben. Auch er wusste, dass diese Frauen den Lebensunterhalt der Familie sicherten.

Doch das mit Gewerkschaft und Betriebsrat als sozialverträglich abgestimmte Konzept hatte einen entscheidenden Nachteil: Für viele Mitarbeiterinnen war es ein »Sterben auf Raten«. Sie mussten mit ansehen, wie die Angestellten in den städtischen Kitas, die geschlossen werden mussten, immer

**Manchmal waren unkonventionelle Regelungen nötig, um den Lebensunterhalt der Familien zu sichern. Als Arbeitgeber trägt man die Verantwortung für seine Mitarbeiter.**

älter wurden. Und sie sahen darüber hinaus ihr Ausscheiden aus der geliebten Tätigkeit und den Gang zum Arbeitsamt unausweichlich immer näher kommen. Das blieb mir nicht verborgen und machte mich persönlich sehr betroffen. Am meisten emotional berührt war ich, als ich die ehemaligen Krippenerzieherinnen meiner Kinder entlassen musste. Ein Elend! Auch sie waren die Leistungsträgerinnen in ihren Familien. Wir hatten über die Jahre ein Vertrauensverhältnis entwickelt, das Bestand hatte. Eine unserer

Töchter besucht noch heute ihre damalige Krippenerzieherin. Sie nehmen gegenseitig Anteil an ihrem Ergehen. Das ist zum Glück in positiver Weise bestehen geblieben.

Vieles, was wir in den Neunzigerjahren zu verkraften hatten, war kein Strukturwandel, sondern ein Strukturabbruch, der letztlich zur Halbierung der Einwohnerzahl Gubens führte. Wir erholten uns davon, weil wir Weichen für die Zukunft stellten. Das gehört auch zur Geschichte. Inzwischen hat sich manches zum Guten gewendet. Wenn Strukturen verlorengelassen, verschieben sich die Gewichte. Die Überführung unserer Kitas in freie und gemeinnützige Trägerschaften zum Beispiel war für viele Erzieherinnen in den städtischen Einrichtungen bedrückend, gleichzeitig jedoch eine notwendige, zukunftsorientierte Umstellung, weil innerhalb der neuen Trägerschaften bei Nachbesetzungen frisch ausgebildete Mitarbeiterinnen eingestellt werden konnten. Der Generationenmix innerhalb der Belegschaft ist in besonderem Maß in Kinderbetreuungseinrichtungen, aber auch in allen anderen Betrieben ein wichtiges Gut im Hinblick auf die inhaltliche Arbeit und die Attraktivität für Kinder und Eltern.

Der Aufbruch in den Jahren 1989 und 1990 brachte neben relativer Freiheit und der Deutschen Einheit viele strukturelle und individuelle Probleme mit sich, die sich nicht nur als Wandel, sondern auch als Abbruch darstellten beziehungsweise so erlebt wurden. Darauf war schadensbegrenzend zu reagieren. Auch das muss Politik leisten. Und vielfach ist es gelungen. Gleichzeitig wurden im Sinne des Aufbruchs neue Perspektiven geschaffen, deren

Früchte in den Folgejahren in Form einer Konsolidierung des Arbeitsmarktes und der lokalen Wirtschaft geerntet werden konnten, um die aber auch immer neu gerungen werden musste und muss.

Zu unseren Weichenstellungen für die Zukunft gehörten unter anderem die deutsch-polnische Kooperation im Rahmen der Osterweiterung der Europäischen Union, wo wir mit unserer gemeinsamen Kläranlage in Guben und Gubin Vorreiter waren, die Stabilisierung des Industriestandorts durch die erste und zweite Revitalisierungsphase und schließlich die Erarbeitung eines Konzepts für den Stadtumbau und das Stadtzentrum.

Ich freue mich, heute sehen und erleben zu können, wie eingeschlagene Wege für die Menschen unserer Stadt sich als richtig erwiesen haben. Und ich hoffe, dass sich auch für die zukünftige Entwicklung des Strukturwandels in der Lausitz kreative Ansätze und nachhaltige Lösungen finden lassen. Eine Grundvoraussetzung dafür ist, dass wir das gegenseitige Vertrauen in den guten Willen aller Beteiligten bei der Nutzung der uns gegebenen Möglichkeiten behalten und stärken. Insbesondere aus dem Aufbau des Sozialamts in den Neunzigerjahren nehme ich diese Erfahrung mit. Ich wünsche sie allen, die sich den Zukunftsfragen unserer Stadt und Region widmen werden.

**Zusammenhalt schafft langfristiges Vertrauen. Nur durch ein gepflegtes Netzwerk wächst eine Stadtgesellschaft zusammen und baut an einer gemeinsamen Perspektive.**

## Ich glaube nach wie vor an linke Politik

Vom Chemiefaser-Ingenieur im Chemiefaserwerk zum Parteisekretär zum Geschäftsführer der Gubener Hüte, von der Privatinsolvenz zur Vereinsgründung: In der Biografie des Politikers spiegeln sich beispielhaft die Wirren der Wende.

Diethelm Pagel  
Jahrgang 1952

Ich wurde in Tessin, einer Kleinstadt im Landkreis Rostock in Mecklenburg-Vorpommern, geboren. 1968 entschied ich mich, nach Guben zu gehen und im neuen Chemiefaserwerk eine Lehre zu beginnen. Ich war in einem Internat untergebracht und erlebte eine grandiose Zeit. Mit meiner »Lehrlingsliebe« bin ich bis heute verheiratet. Als erster Lehrling kam ich 1970 in die Forschungs-Pilotanlage des Werkes. Zur selben Zeit, ich war fast fertig mit der Lehre, wurde ich Mitglied der SED. Für mich war das eine logische Entscheidung: Ich war von meinen Eltern sehr sozial und politisch erzogen worden und versuchte, danach zu leben.

Nach Beendigung meiner Lehre blieb ich in der Forschungsabteilung. Daneben machte ich Musik und engagierte mich im Sport. Ich spielte Fuß-

**Guben legte den Grundstock meines Lebens: Hier lernte ich meine Frau kennen, erlernte meinen Beruf und begann damit, Musik zu machen.**

ball und trieb Leichtathletik, mein ganz besonderes Pläsierchen aber bestand darin, die kleine Trommel in einem Spielmansszug zu spielen. Ich war bereit, als Musiker zum Stabsmusikkorps der Nationalen Volksarmee (NVA) zu gehen. Sogar die Aufnahmeprüfung hatte ich schon absolviert und versichert bekommen, dass angesichts meiner körperlichen Verfassung und meines fachlichen Könnens nichts dagegen spräche.

In Guben hatte das Wehrkreiskommando, insbesondere Major Deutschmann, jedoch anderes mit mir vor. Weil ich früh in die SED eingetreten war, wollte man mich als Offizier ködern. Das lehnte ich aus

mehreren Gründen ab: Mir passte es einerseits nicht, dass man meine musikalische Laufbahn ausbremste. Andererseits kam 1974 ein dramatischer Betriebsunfall meiner Frau dazwischen. Ich kann mich glücklich schätzen, dass ich sie noch habe. Das ist dem Geschick des Prof. Dr. Dr. Klaus Pape, des renommierten Gesichts- und Kieferchirurgen des Carl-Thiem-Klinikums in Cottbus, zu verdanken.

Aus beiden genannten Gründen kam eine Offiziersausbildung für mich nicht infrage, ich beließ es beim normalen anderthalbjährigen Wehrdienst. Herrn Deutschmanns Trotz ließ mich, anders als allgemein üblich, erst kurz vor Erreichen der Altersgrenze mit 23 Jahren eingezogen werden. Entsprechend beendete ich meinen Ehrendienst kurz vor Ultimo, wenige Tage vor meinem 25. Geburtstag. Da die Regel galt: »erst der Armeedienst, dann das Studium«, musste ich Letzteres auf die lange Bank schieben.

Zurück im Chemiefaserwerk fragte man mich, ob ich in die Berufsausbildung wechseln wolle. Ich sagte zu und begann 1977 zeitgleich ein Fernstudium zum Chemiefaseringenieur und eine pädagogische Ausbildung. Bis zum Jahr 1979 war ich als Lehrmeister in der praktischen Berufsausbildung tätig und bildete Lehrlinge zum Textilfacharbeiter aus. Noch im selben Jahr, ich war gerade 27 Jahre alt, wurde ich zum hauptamtlichen Parteisekretär des Direktionsbereichs Kader und Bildung des Chemiefaserwerks gewählt.

1982 erhielt ich den nächsten Parteiauftrag: Ich sollte in der SED-Kreisleitung Guben die Funktion des Leiters der Kommission Jugend und Sport übernehmen. Diese Aufgabe hatte ich jedoch nur bis zum Jahr 1984 inne, dem Zeitpunkt, als der Parteisekretär des VEB Gubener Hüte, der sehr geschätzte Werner Böhme, viel zu früh verstarb. Fortan war meine Rolle die des hauptamtlichen Parteisekretärs eines der bedeutendsten Unternehmen der Stadt Guben. Damit war jedoch noch lange nicht genug. Im Jahr 1986 musste ich noch einmal auf die Schulbank zum Direktstudium an die Parteihochschule in Berlin, wo ich zum Diplom-Gesellschaftswissenschaftler ausgebildet wurde. Aufgrund meiner Praxiserfahrung fielen mir die Widersprüche und Defizite im Lehrstoff auf, den Doktoren und Professoren uns vermittelten. Des Öfteren verwies ich auf die Diskrepanzen zwischen Theorie und Praxis.

Gerade als ich mein Studium 1989 erfolgreich zu Ende gebracht hatte, fiel die Mauer. Auch in Guben waren die Proteste der Bürger im Laufe des Jahres 1989 lauter geworden. Die Kreisleitung der SED stand besonders im Fokus und wurde für alles, was schiefgegangen war, verantwortlich gemacht. Als Re-

**In der Wendezeit wurde die Kreisleitung für alle Missstände verantwortlich gemacht. Als frisch gewählter Erster Sekretär versuchte ich, die politischen Gräben in Guben zu überwinden.**

aktion darauf wurde der Erste Sekretär der SED-Kreisleitung entlassen. Der nächste, der in das Amt nachrückte, war ich: am 7. November 1989, zwei Tage vor dem Mauerfall.

Ich versuchte, die politischen Gräben in Guben zu überwinden, und war unter anderem Mitinitiator des ersten Runden Tisches der Stadt. Ich erinnere mich noch, dass der Superintendent, Herr Delbrück, an meinem Tisch saß und wir gemeinsam entschieden, die Runden Tische mal hier, mal dort abzuhalten. Der erste fand bei mir in der SED-Kreisleitung statt.

Dem ungeachtet kam mir die Aufgabe zu, die SED-Kreisleitung abzuwickeln. Die bis dato hauptamtlich bezahlte Tätigkeit des Ersten Kreissekretärs führte ich fortan ehrenamtlich weiter. Im Jahr 1990 kandidierte ich erstmalig bei den Kommunalwahlen um ein Mandat für den Kreistag Guben und wurde als ehrenamtlicher Abgeordneter gewählt. Ich gehörte zu denjenigen, die weiterhin an linke Politik glaubten – ich glaubte an den Marxismus-Leninismus, zumindest an die Theorie. Meine Motivation bestand über alle Parteigrenzen hinweg darin, in diesen Zeiten des wirtschaftlichen Niedergangs etwas für die Bürger des Kreises Guben zu tun. Von meinen Fraktionsmitgliedern wurde ich zum Vorsitzenden der Fraktion der bereits umbenannten SED-PDS gewählt.

Seit der Abwicklung der SED-Kreisleitung fragte ich mich, wie es mit mir beruflich weitergehen könnte. Einen vernünftigen handwerklichen Beruf hatte ich nicht gelernt. Ich hätte bei der Firma Hoechst AG in Frankfurt am Main

anfangen können. Doch meine Familie und ich waren in Guben verwurzelt, ich wollte nicht weg.

Das Jahr 1993 sollte für mich erneut ein bedeutendes und folgenschweres Jahr werden. Zum einen fand im Land Brandenburg eine Kreisgebietsreform statt. Der Kreis Guben wurde neben den Altkreisen Forst, Spremberg und Cottbus-Land zum neugebildeten Landkreis Spree-Neiße hinzugenommen. Die Stadt Forst (Lausitz) wurde Kreisstadt. Ich kandidierte bei den Kommunalwahlen für den neu zu bildenden Kreistag Spree-Neiße erneut um ein Mandat als ehrenamtlicher Kreistagsabgeordneter, wurde von den Bürgern gewählt und erhielt wiederum das Vertrauen meiner Fraktionskollegen für das Amt des Fraktionsvorsitzenden.

Mitglieder und Sympathisanten meiner Partei baten mich in der Vorbereitung auf die Kommunalwahlen, gleichzeitig für die neue Stadtverordnetenversammlung Guben und für die Funktion des hauptamtlichen Bürgermeisters zu kandidieren. Nach einer gewissen Bedenkzeit und Gesprächen in der Familie sagte ich zu. Von fünf Kandidaten unterschiedlicher Parteien und Bürgerbündnisse erhielt ich im ersten Wahlgang die meisten Stimmen. In der Folge kam es zur Stichwahl mit Gottfried Hain, der im zweiten Wahlgang die meisten Stimmen erhielt und somit Bürgermeister wurde. Die Allianz hatte sich verschworen und alles getan, um einen »roten« Bürgermeister zu verhindern. Da ich ein großes Vertrauen vonseiten der Bürgerschaft Guben verspürte, entschied ich mich, das Doppelmandat anzunehmen, und wurde, neben meiner Funktion als Kreistagsabgeordneter, zudem Mitglied der Stadtverordnetenversammlung Guben.

Beruflich war ich zu diesem Zeitpunkt als selbstständiger Handelsvertreter unterwegs. Ich ließ mich von dem Gedanken leiten, dass ich es wenigstens gelernt hatte, meine Sprechwerkzeuge zu gebrauchen. Mein Verkaufsraum war die untere Hälfte der neuen Bundesländer, meine Kunden ausschließlich Großhändler in der Floristikbranche. Ich hatte von Importfirmen und Herstellern Kunstblumen, Geschenkartikel, Seidenbänder und vieles andere mehr an die Frau und den Mann zu bringen. Natürlich merkte ich, gerade in den neuen Bundesländern, dass es sich um Artikel handelte, die nicht lebensnotwendig waren – wir reden von einer Zeit, die vielerorts den Verlust vieler Arbeitsplätze bedeutete.

Im Jahr 1996 wurde ich von der Stadt Guben und den Mitgliedern der Stadtverordnetenversammlung gebeten, bei der von Insolvenz bedrohten

**Ich glaubte weiterhin an die linke Politik. Meine Motivation als Abgeordneter bestand darin, in den Zeiten des wirtschaftlichen Niedergangs etwas für die Gubener Bürger zu tun.**



Gubener Hütte GmbH zu retten, was noch zu retten war. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Friedrich-Wilhelm Ondrich aus Bad Salzuflen, Inhaber eines Modegeschäfts, so einiges verbockt. Als 100-prozentiger Gesellschafter hatte er für eine Privatisierung des Unternehmens vonseiten der Treuhand den Zuschlag erhalten, um es umzustrukturieren. Wie blind muss die Treuhand gewesen sein, nicht zu sehen, dass die »Umstrukturierung« darin bestand, die

**Meine Aufgabe war es, die von der Insolvenz bedrohten Gubener Hütte GmbH zu retten. Der westdeutsche »Investor« hatte die geplante Umstrukturierung komplett verbockt.**

Belegschaft von 660 Mitarbeitern im Jahr 1989 auf 39 im Jahr 1996 abzubauen und trotzdem alle Produktionsräume im vollen Umfang weiter zu nutzen? In den einzelnen Produktionsabschnitten arbeiteten noch einer bis maximal drei Mitarbeiter, was die Betriebskosten in die Höhe schießen ließ.

Am 1. Juli 1996 übernahm ich in Abstimmung mit der Stadt Guben und der Treuhand die Funktion des Geschäftsführers und Gesellschafters der Gubener Hütte GmbH. Zu diesem Zeitpunkt hatte Herr Ondrich

das Unternehmen und die Stadt längst verlassen. Zahllose Gespräche mit Vertretern der Treuhand und den Banken waren nun erforderlich, um für Vertrauen zu werben in der Hoffnung, dass die neuen Gesellschafter, aber vor allem die verbliebenen Hutmacher eine neue Chance bekommen. Neben mir als Geschäftsführer und Gesellschafter waren die weiteren Gesellschafter das Gubener Unternehmen Modernisierung, Sanierung und Ausbau GmbH (MSA), Mirko Bärwolf, Wolfgang Schreck und Frank Born.

Zu DDR-Zeiten war der Hutverkauf ein Ganzjahresgeschäft gewesen: Wir hatten Hütte in alle Klimazonen der Welt verkauft, die Umsätze waren stabil und hoch gewesen. Weil Hauptkunden und -märkte unter anderem in der Sowjetunion wegbrachen, wurde das Hutgeschäft nun ein saisonales. Wir produzierten zwar durchgängig, verkauften aber nur im Herbst, jeweils für die Wintersaison. Diese Umstellung bereitete riesige Probleme. Ich rannte von einer Bank zur anderen, wir fuhren auf Messen bis nach Shanghai, um unsere Hütte anzubieten. Bei sämtlichen Unternehmenskunden fragten wir an, ob sie weiterhin auf die Qualität der Gubener Hütte setzen und bei uns kaufen wollen. Von überall erhielten wir positives Feedback und begannen mit dem Unternehmensumbau.

Doch obwohl ich ein starkes Team an meiner Seite hatte, gerieten wir in eine finanzielle Schieflage. Drei Monate lang verdiente die Belegschaft keinen Pfennig. Wir überzeugten sie, trotz allem zu produzieren, damit das Unternehmen weiter Bestand hatte. Aus der Politik bekamen wir Zuspruch. Der Umweltminister Klaus Töpfer sagte uns auf einem Besuch, ein Unter-

nehmen mit dieser Tradition dürfe nicht sterben. Der Ministerpräsident Manfred Stolpe versprach mir hoch und heilig, wir würden nicht in die Knie gehen müssen. Letztlich scheiterten wir jedoch daran, dass die Bürgschaftsbank des Landes Brandenburg nicht bereit war, einen Übergangskredit in Höhe von 170 000 Mark – ein Witz! – zu gewähren. Wir mussten im Juni 1999 Insolvenz anmelden.

Alle, die ich getröstet hatte, fühlten sich verraten. Alle Mitarbeiter wurden arbeitslos. Aus der Insolvenzmasse bekamen sie noch einen Anteil ihres Lohns. Aber es gab auch Firmen in Guben, die mich unterstützt hatten und ganz leer ausgingen. Mir persönlich erging es nicht besser. Ich war zu Banken und Krankenkassen gefahren und hatte überall um Verständnis gebeten, dass wir vorübergehend keine Löhne zahlen konnten. In der Hoffnung, unser Kredit käme bald, hatten sich die Krankenkassen auf eine sogenannte Stundungsvereinbarung eingelassen. Anstatt des Kredits kam nun die Unternehmensinsolvenz, und als privater Gesellschafter haftete ich. Diese Schuldenlast konnte ich nicht bewältigen und musste Privatinsolvenz anmelden. Das war kein Spaß. Sieben Jahre musste ich durchhalten, bis dieser Zustand endete.

Mit der Abwicklung der Gubener Hütte wurde eine der renommiertesten Hutfabriken der Welt in den Ruin getrieben. Besonders traurig werde ich, wenn ich mich daran zurückerinnere, wie sehr die Gubener Bevölkerung mit uns gemeinsam um den Erhalt dieses weltbekannten Traditionsunternehmens fieberte. Initiiert durch den Vorsitzenden der Stadtverordnetenversammlung, Andreas Eckert, wurden Spenden gesammelt, die ein deutliches Zeichen der Hilfe für den Erhalt sein sollten.

Mit dem 31. Juli 1999 wurde ich arbeitslos, wollte aber unbedingt schnell wieder auf die Füße kommen. Am 1. September 2000 war es endlich so weit. Ich wurde bei der Beschäftigungs- und Sanierungsgesellschaft Guben mbH (BSG) Projektleiter einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM), in der es darum ging, ausgebaute Türen und Heizkörper für einen späteren Einsatz aufzuarbeiten. Dieses Projekt hatte vonseiten des Arbeitsamts nur eine Vermittlungsdauer von vier Monaten erhalten. Ein Anschlussprojekt stand nicht in Aussicht und so bot ich mich an, anfangs ohne Bezahlung weiterzuarbeiten. Auf keinen Fall wollte ich zu Hause bleiben und das Gefühl erleben, nicht gebraucht zu werden. Diese Zeit nutzte ich in Abstimmung mit den Geschäftsführern der BSG dazu, alle Geschäftsabläufe kennenzulernen. Ich wuchs in die Betriebskultur hinein, lernte sämtliche Verwaltungsbereiche

**Ganze Absatzmärkte brachen nach der Wende weg. Wir und die Gubener taten alles, damit das weltbekannte Traditionsunternehmen Bestand hatte. Vergebens.**

kennen und wurde bald von der Geschäftsführung angehalten, meine Aufgaben selbst zu definieren.

Am 1. April 2001 wurde ich erneut für den Zeitraum eines Jahres Projektleiter einer ABM. Dieses von mir selbst initiierte Projekt hatte die Erarbeitung einer Chronik zur Geschichte der Gubener Tuchmacher zum Inhalt. Dabei stellte ich auch die Zukunft des Fabrikgebäudes der Gubener Wolle in den Mittelpunkt, welches zu diesem Zeitpunkt eine leergezogene Ruine mit 17 000

**Als Projektleiter einer ABM verfasste ich eine Chronik der Gubener Tuchmacher und erarbeitete ein Konzept für das Fabrikgebäude der Gubener Wolle.**

Quadratmetern Produktionsfläche war. Unterstützt vom Projektbüro Bärmann + Partner trafen wir uns in Berlin mit Vertretern der Fachhochschule Lausitz und der Akademie für bildende Kunst, dem Institut für Kunst und Architektur aus Wien. Wir hatten den Plan, eine universitäre Einrichtung nach Guben zu holen, an der auch polnische Studenten ausgebildet werden. Er scheiterte jedoch am Geld. Zwar gab es einen infrage kommenden Fördertopf, doch Guben hatte zwei Pro-

jekte beantragt und die Entscheidung fiel zugunsten der Sanierung des Standortes der Gubener Hütte. Er wurde zum Rathaus umfunktioniert. Die Gebäude der Gubener Wolle dagegen wurden dem Abriss preisgegeben. Es war fatal, dass nicht genug Geld für Sanierung und Ausbau zur Verfügung stand, für großflächigen Abriss hingegen schon.

Mit der Chronik wollte ich die traditionsreichsten Gubener Unternehmen wenigstens vor dem Vergessen retten. Den Niedergang dieser Traditionsunternehmen hatte ich seit Jahren wehmütig mitangesehen. Ich begann zu recherchieren. Unendlich viele Stunden verbrachte ich im Landeshauptarchiv und schrieb die Geschichte der Gubener Wolle von ihren Anfängen im 11. Jahrhundert bis in die Gegenwart auf. Daraus wurde ein Buch. Ich führte zahlreiche Zeitzeugengespräche. Bei diesen Gelegenheiten fragte ich stets, ob jemand Zeitzeugnisse zu Hause habe. Manche brachten Urkunden mit, andere hielten mir Bilder unter die Nase – persönliche Erinnerungsstücke, die nicht gern herausgegeben wurden. Ich kratzte und bettelte. Es dauerte, bis ich die ersten Exponate ergattert hatte. 2002 hatte ich genügend zusammen, um damit eine Ausstellung zur Geschichte der Gubener Tuchmacher zu eröffnen. Ungefähr 100 Exponate und Zeitzeugnisse konnten wir den Bürgern der Stadt Guben und ihren Gästen präsentieren. Die Finanzierung lief über ein Beschäftigungsprojekt, gefördert durch das Arbeitsamt Guben.

Ich hatte die Anlernphase absolviert, als sich zum Ende des Jahres 2002 beide Geschäftsführer und die Buchhalterin der BSG vorzeitig in die Rente verabschiedeten. Plötzlich hieß es: »Diethelm, du kannst das jetzt auch al-



leine.« Fred Mahro, Erster Stellvertreter des Bürgermeisters der Stadt Guben und Geschäftsführer der Städtischen Werke Guben GmbH, übernahm zusätzlich zu diesen Posten die Funktion des Geschäftsführers der BSG. Ich wurde Prokurist.

Die Arbeitslosenquote in Guben lag zu diesem Zeitpunkt bei fast 30 Prozent. Um möglichst vielen Menschen aus der Arbeitslosigkeit zu helfen und sie in eine bezahlte Beschäftigung zu bringen, initiierte ich unterschiedlichste Projekte. Beispielhaft will ich hier nur die Einsatzstelle »Rekultivierung verwilderter Kleingärten« oder die Errichtung einer Stadtwache nennen. Ich arbeitete intensiv mit der Stadtverwaltung zusammen. Es gab keinen Verein in Guben, mit dem ich nicht in Verbindung stand. Durch meine engen Kontakte zu den örtlichen Unternehmen gelang es mir, zahlreiche Menschen in den ersten Arbeitsmarkt zu vermitteln.

Zum Glück entschied sich der Landkreis Spree-Neiße, ab dem Jahr 2005 im Rahmen des Optionsmodells die Beschäftigungsförderung in kommunale Hände zu legen – so entstand der Eigenbetrieb Jobcenter Spree-Neiße, mit dem die Gießkannenförderung der Bundesagentur für Arbeit spürbar effektiver wurde. Es gelang, die Arbeitslosenquote auf die heutigen sechs Prozent zu verringern. Leider bedeutet das aber auch, dass ein Großteil dieser sechs Prozent Menschen sind, die seit zehn, 20 und sogar 25 Jahren nicht mehr auf

dem ersten Arbeitsmarkt tätig gewesen sind. Einige von ihnen werden wohl nie wieder Arbeit finden und von Transferleistungen abhängig bleiben.

Nachdem die Ausstellung zur Geschichte der Gubener Tuchmacher sich etabliert hatte und ich spürte, wie wichtig es ist – gerade für die nachwachsende Generation –, Stadt- und Wirtschaftsgeschichte sowie Traditionen zu bewahren, fasste ich Mut: Es reifte die Idee, jetzt den Köder für den größten

**Besonders für folgende Generationen gilt es, regionale Wirtschaftsgeschichte und Traditionen zu bewahren.**

Fisch auszulegen. Ich wollte unbedingt eine Ausstellung zur Geschichte des ehemaligen Chemiefaserwerks errichten. Gefördert durch das Arbeitsamt initiierte ich mehrere Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, im Rahmen derer nach etlichen Stunden des Archivstudiums und einer hohen Anzahl von Zeitzeugengesprächen die Geschichte des ehemaligen Chemiefaserwerks aufgeschrieben und gleichzeitig Exponate und Zeitzeugnisse

für die künftige Ausstellung gesammelt werden sollten. 2006 war es so weit und wir konnten erstmalig auf einer Fläche von ungefähr 200 Quadratmetern in den Räumen der BSG in der Grünstraße die neue Ausstellung präsentieren. Eine besondere Herausforderung bestand für uns darin, die Öffnungszeiten unserer Ausstellungen personell abzusichern. Aber auch das bekamen wir hin.

Ich sah voraus, dass die Beschäftigungsförderung durch das Arbeitsamt unseren Bemühungen um die Bewahrung der Tradition der Gubener Tuchmacher und des ehemaligen Chemiefaserwerks im Rahmen unserer Ausstellungen keine dauerhafte Stabilität gewährleisten konnte. Von Jahr zu Jahr verringerte sich das Budget, das den Arbeitsämtern für ABM zur Verfügung stand. Dazu kam die Unsicherheit, die die Bundestagswahlen mit sich brachten: Die FDP setzte es sich zum Ziel, die finanziellen Mittel anstatt in den zweiten Arbeitsmarkt lieber sämtlich in den ersten Arbeitsmarkt zu stecken. Maßnahmen auf dem zweiten standen nach jeder Bundestagswahl erneut zur Disposition. Das war mir auf Dauer zu heikel. Daher gründete ich 2008 mit einer Reihe von ehemaligen Gubener Tuchmachern und Chemiefaserwerkern den Verein Gubener Tuche und Chemiefasern e.V. In seiner Satzung erklärt der Verein die Begleitung und Betreuung der Ausstellungen sowie die Bewahrung der Tradition der Gubener Tuchmacher und Chemiefaserwerker zum Inhalt seiner Arbeit. Wichtig ist uns die Bewahrung der Geschichte der Stadt Guben, insbesondere seiner Wirtschaftsgeschichte.

Im Jahr 2013 hatten wir das Glück, mit unseren Ausstellungen ins Zentrum unserer Stadt umziehen zu können. Im Rathauskomplex wurde auf Initiative der Stadt Guben ein kulturelles Zentrum mit der Bibliothek, der

Städtischen Musikschule, unseren Ausstellungen und weiteren Ausstellungsräumen geschaffen. Wir befinden uns in direkter Nachbarschaft zum Stadt-Industriemuseum. Von den Synergien profitieren wir gemeinsam: Besucher, die zu uns kommen, erhalten den freundlichen Hinweis, auch das Stadt-Industriemuseum zu besuchen, und umgekehrt. Wer möchte, kann zu günstigeren Preisen eine Kombikarte erwerben. Aktuell zeigen wir vier Ausstellungen: Neben den Dauerausstellungen zur Geschichte der Gubener Tuchmacher und des Chemiefaserwerks präsentieren wir zwei zeitlich befristete Sonderausstellungen. Bei der einen geht es um »Gubener Tuchmacher im Portrait«, die zweite trägt den Titel »Wir waren Kollegen«. Letztere dokumentiert die Zusammenarbeit unterschiedlicher Nationalitäten im Chemiefaserwerk. Neben DDR-Bürgern arbeiteten hier auch polnische Frauen, Menschen aus Kuba, Vietnam und Mosambik. Auf den verschiedenen Tafeln ist zu sehen, wie gemeinsam gearbeitet, gelebt und gelernt wurde. In unserem Gästebuch verewigten sich neben zahlreichen Besuchern aus Guben auch Touristen aus aller Welt. Es erfüllt mich mit Stolz, zu lesen, wie unsere ehrenamtliche Arbeit wertgeschätzt wird.

Das soll jedoch nicht bedeuten, dass wir als Verein keine Probleme haben. Eines ist zum Beispiel seine Altersstruktur: Das Durchschnittsalter liegt bei über 60. Junge Leute haben nur bedingt Interesse an Wirtschaftsgeschichte. Der Versuch, dies zu ändern, ist kein Sprint, sondern ein auf lange Sicht angelegter Dauerlauf. In Zusammenarbeit mit der Stadt Guben versuchen wir, Schulklassen in unsere Ausstellungen zu holen. Wir machten dabei die Erfahrung, dass Kinder und Jugendliche für »so ein altes Zeug« wenig Begeisterung aufbringen und bei einer Führung nach spätestens zehn Minuten das Interesse verlieren. Inzwischen verweilen die Schulklassen vier Stunden bei uns, was zeigt, dass wir dazugelernt haben. Wir veranstalten sogenannte Museumsrallyes: Wie bei einer Führerscheinprüfung erhalten die Kinder Fragebögen. Mit dem Wissen, dass die Besten prämiert werden, ist der Stachel gesetzt und jeder ist eifrig bei der Sache, die richtigen Antworten zu finden. Nach einer Bratwurst vom Grill und einem Getränk wird das Quiz ausgewertet. Die Besten erhalten eine Urkunde und ein kleines Präsent, jeder Teilnehmer bekommt zumindest ein Souvenir unseres Vereins. Danach gehen die Kinder stolz wie die Ritter nach Hause und kommen hoffentlich gemeinsam mit ihren Eltern oder Großeltern einmal wieder zu einem Besuch vorbei.

**Von den Synergien zwischen den Gubener Museen profitieren alle. Um auch junge Leute anzulocken, müssen wir altersspezifische und zeitgemäße Angebote machen.**



Im Jahr 2010 wurde auf Entscheidung der Stadtverordnetenversammlung als Gesellschafter die Beschäftigungs- und Sanierungsgesellschaft mbH mit der Städtische Werke Guben GmbH fusioniert. Von da an war ich Fachbereichsleiter für öffentlich geförderte Beschäftigung in den Städtischen Werken und blieb dies bis zu meinem Rentenantritt am 1. Januar 2018.

Im Ehrenamt bin ich bis heute aktiv, in der Funktion als Vorsitzender des Gubener Tuche und Chemiefasern e.V. Derzeit bereiten wir eine neue Sonderausstellung zum Thema »Gubener Chemiefaserwerker im Portrait« vor, die noch im November 2022 eröffnet werden soll. Auch das Jahr 2023 haben wir längst im Fokus – das Jahr, in dem unser Verein 15 Jahre alt wird.

Politik im Ehrenamt macht mir bis heute Spaß, auch wenn mir bei vielen Ereignissen der Gegenwart in Deutschland und der Welt ein Schauer über den Rücken läuft. Seit 1990 – 32 Jahre – bin ich nun ohne Unterbrechung Fraktionsvorsitzender für meine Partei im Kreistag, jetzt für die Fraktion Die Linke. Wahrscheinlich gibt es in der Bundesrepublik nur wenige Personen, die dieses Amt für einen gleich langen Zeitraum innehaben.

**Es besteht die Gefahr, dass aus dem Strukturwandel wie bereits 1990 ein Strukturbruch wird. Um dem entgegenzuwirken, müssen wir Gubener den Wandel aktiv mitgestalten.**

Als kommunaler Abgeordneter sehe ich den gegenwärtig zu realisierenden Strukturwandel kritisch. Meine Sorge ist, dass aus diesem Strukturwandel wie 1990 ein Strukturbruch wird. Mit der Erfahrung von damals lege ich heute Wert darauf, den Strukturwandel aktiv mitzugestalten. Als Kommunalpolitiker möchte ich meinen Beitrag dazu leisten, die Dinge sachlich und kritisch zu hinterfragen. Die finanziellen Mittel der Strukturförderung müssen bei den Bürgern der Lausitz ankommen. Wir sind mit der Tatsache konfrontiert,

dass bis spätestens 2038 im Kohle- und Energiesektor eine hohe Anzahl von gut bezahlten Arbeitsplätzen abgebaut werden. Zum Ausgleich müssen andere, gleich gut bezahlte Industriearbeitsplätze geschaffen werden, damit wir in den nächsten nicht erneut mit einer drastischen Welle der Abwanderung, vor allem junger Leute, rechnen müssen.

Meine Frau wohnt aufgrund gesundheitlicher Probleme in einer Seniorenresidenz. So kam es, dass ich Mitglied im dortigen Bewohnerschaftsrat wurde. Ich kann das Leben in diesem Haus ein wenig mitgestalten und entwickelte Empathie für die Bedürfnisse älterer Menschen. Wir müssen darüber nachdenken, wie wir die Betreuung alter Menschen sicherstellen und ihr Leben lebenswert gestalten. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, dass diesbezüglich vieles im Argen liegt. Es ist eines der drängendsten Zukunftsthemen.

## Viele Menschen brauchen Hilfe

Einst Betriebsdirektorin des VEB Getränke in Guben, baute Renate Bossack nach der Wende den Ortsverein der Arbeiterwohlfahrt auf – eine Initiative, die angesichts der älter werdenden Bevölkerung in der Stadt dringend gebraucht wird.

**Renate Bossack**  
Jahrgang 1942

Ich spreche für den VEB Getränke Wilhelm-Pieck-Stadt Guben. Als der Betrieb Anfang der Sechzigerjahre gegründet wurde, gehörte er zum Getränkekombinat Cottbus. Produziert wurde das gesamte Sortiment alkoholfreier Getränke, rund 100 000 Hektoliter pro Jahr. Ich bin studierte Betriebswirtin. Ursprünglich hatte ich Handelskaufmann gelernt; im Anschluss studierte ich von 1975 bis 1980 an der Ingenieurschule Dippoldiswalde Ingenieur-Ökonom, im Fernstudium noch einmal Finanzen. Ab 1973 war ich Produktionsleiterin, später Betriebsdirektorin des VEB Getränke Guben.

Wir stellten alkoholfreie Getränke her und füllten sie ab. Außerdem hatten wir eine Malzfabrik – Malz ist der wichtigste Grundstoff für die Herstellung von Bier – und eine Mostabfüllanlage, in der Äpfel aus Guben und dem Umland zu Most verarbeitet und abgefüllt wurden. Die Flaschen wurden bis nach Forst und darüber hinaus geliefert.

1990 stellten wir unsere Produktion um. Es wurde bei uns im Osten Fertigware eingeführt, das Sortiment kam nun von westdeutschen oder internationalen Herstellern. Unser Bier, auch das Frankfurter, wollte keiner mehr trinken. Daher stellten wir die Bierabfüllung ein. Mit der Firma Sinalco aus Detmold schlossen wir einen Vertrag: Sie lieferten uns die Grundstoffe und wir produzierten weiterhin alkoholfreie Getränke. Allerdings wollte auch diese Getränke niemand haben. Gefragt war die Fertig-

**Die Waren aus dem VEB Getränke wollte nach der Wende keiner mehr haben. Stattdessen standen Fertigwaren aus dem Westen hoch im Kurs. Wir füllten nur noch ab.**

ware, Coca Cola, Granini und so weiter. Wir hatten 1988 eine neue Abfüllanlage aus Sachsen installiert, die uns viel Geld gekostet hatte. Im Osten hatten wir mit zentral vorgegebenen Festpreisen kalkuliert. Diese Kalkulationen waren nach der Wende nicht mehr das Papier wert, auf dem sie standen. Erstmals errechneten wir nun die tatsächlichen Produktionskosten und legten entsprechend die Verkaufspreise fest. Einbezogen werden musste auch die Mehrwertsteuer, die es bei uns früher nicht gegeben hatte. Das waren unsere eigentlichen Probleme.

Auch mit der Treuhand hatten wir enorme Schwierigkeiten, genauer gesagt mit Herrn Lühmann von der Treuhand. Die Treuhand saß in Cottbus und wickelte Betriebe ab. Wir hatten uns mit der Brauerei Härke und der Peiner Getränke Union zusammengetan, westdeutschen Partner aus der Getränkeindustrie, die uns zusagten: »Wir klären das mit unseren Banken, kaufen Ihren Betrieb und gründen die Getränke GmbH.« Das war abgesprochen und gut vorbereitet. Sogar Lehrgänge in der Nähe von Hannover hatten wir bereits absolviert. Diese Lehrgänge brachten uns viel, ich persönlich hatte schon meine Urkunde als GmbH-Geschäftsführerin in der Tasche. Nach den Treuhand-Entscheidungen zogen sich jedoch beide Unternehmen von uns zurück.

Leider muss ich sagen: Im Westen akzeptierte man keine Frau in der Getränkeindustrie. Wenn Vertreter kamen und von der Sekretärin hörten: »Die Chefin sitzt da drin«, drehten sie sich auf dem Absatz wieder um. Zu Vertragsabschlüssen kam es nicht. Frauen in leitender Stellung – das war dem Westen unbekannt. 1990 fuhren wir einmal in die Brauerei Bitburg, acht Betriebsdirektoren aus dem Getränkekombinat Cottbus. Dort tat man so, als ob Frauen nichts vom Malzbrauen verstehen könnten. Diesen Jungs erklärte ich erst einmal, wie Bier gebraut und Malz gemacht wird. Ich klärte sie auf, dass das

**Die Treuhand machte uns einen Strich durch die Rechnung: eine eigene GmbH aufzubauen, wurde nicht bewilligt. Stattdessen erhielt ein Großhändler aus dem Westen den Zuschlag.**

im Osten auch die Frauen können. Meine männlichen Kollegen führten keine solchen Diskussionen und verstanden auch nicht, warum ich das tat. Der Brauereidirektor entschuldigte sich bei mir: »Also, Frau Bossack, so haben wir es ja nicht gemeint.« Ich sagte: »Ja, aber die Entschuldigung ist nicht akzeptiert.«

Mit Herrn Lühmann war es das Gleiche. Wir waren drei Kollegen, die eine Finanzierung mit den Banken geklärt hatten und die Getränke GmbH gründen wollten. Aber die Treuhand stimmte nicht zu. Wir durften

die Firma nicht kaufen und die geplante Getränke GmbH nicht gründen, weil Herr Lühmann es nicht erlaubte. Stattdessen erhielt den Zuschlag ein Getränkegroßhändler aus Ahaus. Der Junge kam hierher und ich war gezwungen,

mit ihm zusammen den Getränkefachgroßhandel Guben zu gründen. Das war einer der Gründe, warum der Absatz einbrach – die Händler akzeptierten dieses Gespann nicht. Sie hatten sich andere Vorstellungen gemacht.

Es wurden viele Getränkestützpunkte gegründet, in Frankfurt, Eisenhüttenstadt, Forst. Wir taten alles Notwendige, aber die Westdeutschen verstanden die Mentalität der Ostdeutschen nicht und behandelten uns, als ob wir ein bisschen dumm wären. Der Versuch, auf andere Händler umzusteigen, funktionierte nicht – die neuen Händler waren nicht gewinnorientiert genug, in der Folge wurden viele Läden geschlossen. Die Kunden kauften lieber in Supermärkten Getränke, wo sie billiger waren als im Getränkemarkt.

Das Problem war, dass man die Intelligenz der Ostdeutschen unterschätzte. Man darf nicht vergessen: Viele Ostdeutsche gingen in den Westen, und dort war man's zufrieden, dass man so viele gut ausgebildete Facharbeiter bekam. Doch unsere Erfahrung wurde nie ernst genommen, der Kundenkreis, den wir aufgebaut hatten, nicht beachtet. Stattdessen verfiel man auf schlaue Ideen wie die, ein Fass Bier von Guben nach Berlin auszuliefern. Wer rechnen kann, macht so etwas nicht. Aber so lief es vielfach.

Vieles am Umbruch lastete schwer auf uns. Dass wir alle Mitarbeiter entlassen mussten, war besonders hart. Vor der Wende waren wir etwa 130 Mitarbeiter gewesen. Dann wurde die Produktion heruntergefahren, 30, dann 40 und immer mehr Leute wurden entlassen. Das waren Männer und Frauen,

**Die Intelligenz der Ostdeutschen wurde im Westen unterschätzt. Wir waren gut ausgebildete Fachleute, wurden aber nicht ernst genommen.**



die harte Arbeit geleistet hatten. Wer kann sich heute noch vorstellen, dass Flaschen in der Getränkeindustrie per Hand zugekorkt wurden! Alles musste mit den Händen erledigt werden. 25 Kilo wog ein Kasten Bier. Unsere Mitarbeiter konnten nicht verstehen, dass sie entlassen wurden. Selbst um die Abfindung mussten wir mühsam kämpfen. Die Treuhand spielte nicht mit, ja, sie ließ uns völlig im Stich, obwohl jedem Mitarbeiter 5 000 Mark versprochen worden waren. Erst durch konsequentes Dranbleiben setzten wir durch, dass jeder sein Geld bekam.

Brauereien hatten bessere Chancen zu überleben als wir, die wir nur alkoholfreie Getränke selbst herstellten. Das Bier, das wir auf Flasche abgefüllt hatten, war als Tankbier aus Cottbus oder Frankfurt/Oder gekommen. Brauereien wie Köstritzer oder Radeberger konnten sich sehen lassen: Sie hatten zu DDR-Zeiten schon Exportware produziert beziehungsweise wurden unterm Ladentisch gehandelt.

Nach der Wende kamen in Guben Getränke nur noch aus dem Getränkehandel. Viele, besonders die jungen Leute, wanderten ab. Sobald von Rückkehrern die Rede ist, um die sich die Stadt kümmern

will, denke ich: Das wird nur funktionieren, wenn sie Arbeit finden, mit der sie finanziell abgesichert sind. Meine Tochter wohnt am Bodensee, mein Enkelsohn in Bremen, eine Enkeltochter in Hamburg. Wenn die eines Tages zurückkommen wollen – und mein Enkel hatte schon diese Idee –, würden sie feststellen, dass man im Osten immer noch schlechter bezahlt wird als im Westen. Das ist eines der Haupthindernisse für

Rückkehrer. Ständig ist von neuen Investoren die Rede. Aber wie viele Gubener arbeiten in diesen neuen Werken oder den noch verbliebenen? Der Anteil ist relativ gering, das wissen wir alle.

Wolfram Nelk ergänzt:

In der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle fand einmal eine große Veranstaltung mit Birgit Breuel und dem gesamten Treuhand-Vorstand statt. Das weiß ich noch wie heute. Es waren ausschließlich Betriebsratsvorsitzende aus ganz Ostdeutschland eingeladen. Das Hauptthema waren diese 5 000 Mark Pflichtabfindung. Da stand Frau Breuel auf und sagte: »Wir sind für den Osten nicht die zu melkende Kuh. Bilden Sie sich nicht ein, dass wir das finanzieren.« Da brach in der Halle ein Tumult aus, das können Sie sich nicht vorstellen. Und Frau Breuel vorn am Pult fing an zu schreien. Damit war sie für mich gestorben, denn wer schreit, hat keine Argumente mehr.

**Erst wenn es im Osten mehr sichere Arbeitsplätze gibt und der Lohn ans Westniveau angeglichen ist, werden die jungen Leute hierher zurückkehren.**

**Als Fremdenverkehrsverein besannen wir uns auf alte Traditionen, belebten u. a. das Appel-Fest wieder und präsentierten die Stadt Guben auf Messen. So gelangte sie wieder ins allgemeine Bewusstsein.**

Renate Bossack fährt fort:

Für uns war in der Nachwendezeit alles Neuland. Ich tat mich mit ein paar Gubenern zusammen und wir gründeten 1991 ehrenamtlich den Gubener Fremdenverkehrsverein. Mein Verantwortungsbereich waren die Finanzen. Wir besannen uns der alten Gubener Appel-Tradition. Um Gastronomie und Hotelgewerbe zu unterstützen, ließen wir sie aufleben. 1995 veranstalteten wir erstmalig wieder das »Gubener Appelfest« an dem Ort, wo sich heute die Raiffeisenbank befindet. Die Gubener Handwerker kamen und stellten aus. Anja Sindermann wurde zu unserer ersten Apfelfürstin gekürt. Eine Autofirma stellte ihr einen Wagen zur Verfügung, sodass sie Guben auf Messen und anderen Veranstaltungen vertreten konnte. Das war wichtig, um den Standort Guben wieder ins Bewusstsein zu bringen und seine Geschichte zu erzählen. Es war eine tolle Sache und sie ging über viele Jahre. Das letzte Appelfest fand 2019 statt.

Aufgrund einer schweren Operation wurde ich im Jahr 1994 arbeitsunfähig, 18 Monate dauerte das an. Während ich krankgeschrieben war, fuhr der westdeutsche Partner den Betrieb gegen die Wand, mit anderen Worten: in die Insolvenz. Das war das Ende der Gubener Getränke GmbH. Ich engagierte mich daraufhin im sozialen Bereich. 1996 wurde ich Geschäftsführerin der Arbeiterwohlfahrt und baute den AWO-Ortsverein Guben auf. Bis dato hatte ich nur die Volkssolidarität gekannt – die Arbeiterwohlfahrt war für mich neu. Sukzessive arbeitete ich mich ein. 1999 veranstalteten wir gemeinsam mit der Neiße-Apotheke und Frau Fehlert den ersten Gubener Gesundheitstag. Damals gab es noch die alte Poliklinik und Gottfried Hain war Bürgermeister. Er war unser erster Schirmherr. Inzwischen ist die Veranstaltung eine Institution in Guben. Schon auf dem ersten Gesundheitstag präsentierten sich neben Apotheken auch Vereine, die den Gubenern Anlaufpunkt für soziale Fragen und Beratung sein wollten. Beratungsbedarf bestand reichlich, allein rund um den Komplex Arbeitslosigkeit und Möglichkeiten ihrer Bewältigung. Viele junge Menschen waren weggegangen und es blieben die älteren, die Hilfe brauchten.

Bei der AWO hatte ich zwei Sozialarbeiter im Team. Auch Ehrenamtliche halfen, wo sie konnten. 1999 begannen wir eine wunderbare Zusammenarbeit mit der Heilsarmee. Wir ließen Jung und Alt einander begegnen: Von der Heilsarmee kamen die jungen Leute, von der AWO die Senioren. Unsere Senioren erzählten, was hier 1945 los gewesen war, wie zum Beispiel das Borsig-

werk zerbombt wurde, und die Jugend hörte zu. Wir holten sogar Eltern dazu und weitere Kinder, darunter viele Menschen, die nach dem Krieg aus Gubin gekommen waren. Alt und Jung – das war eine wundervolle Kombination.

2001 begann die nächste Kooperation, diesmal mit dem Verein Gubfrau, angelehnt an »Gubener Frau«. Mit denen veranstalteten wir kleine Feste an der Platanenstraße 1-5, wo ein großer Wohnblock für ältere Bürger steht. 2006 sagten wir uns: Wenn schon, denn schon, und stampften auf dem Gelände der Gubener Wohnungsgesellschaft das »Parkfest an der Platanenstraße« aus dem Boden. Die Wohnungsgesellschaft hatte das Riesenareal schön hergerichtet, sodass es ein Erlebnis wurde für die Anwohner der umliegenden Blöcke und für ganz Guben. Besonders für ältere Menschen war es wunderschön. Jedes Jahr organisieren wir seitdem ein Fest und andere Veranstaltungen. Ohne weit laufen zu müssen, bekommen so auch Ältere die Chance, etwas zu erleben.

Die Arbeiterwohlfahrt kaufte 2015 einen ehemaligen Schlecker-Markt und eröffnete dort 2016 eine Tagespflege für ältere Menschen, deren Kinder arbeiten mussten und sich tagsüber nicht um ihre pflegebedürftigen Eltern kümmern konnten. Zur Tagespflege können die Menschen morgens gebracht werden und werden dann tagsüber vor Ort versorgt und beschäftigt. Etwas Ähnliches hatten wir bereits 1994 auf die Beine gestellt. Damals war unsere Tagespflege klein gewesen, hatte zunächst in einer Vierzimmerwohnung an der Klaus-Herrmann-Straße, später an der Platanenstraße gesessen. An dem

neuen Standort hatten wir erstmals die Gelegenheit, eine richtige Begegnungsstätte einzurichten und Veranstaltungen für bis zu 60 Personen zu organisieren. Nach wie vor nutzen viele Gruppen und Vereine die Räumlichkeiten.

In Guben herrscht ein unwahrscheinlich hoher Bedarf an Tagespflege: Die Heimplätze reichen nicht aus, gleichzeitig sind berufstätige Kinder auf die Versorgung ihrer Eltern angewiesen. Eine große Zukunfts-

aufgabe sehe ich darin, die soziale Infrastruktur nicht zu vernachlässigen. Ungefähr 60 Prozent der Gubener sind über 65 Jahre alt. Das ist erschreckend. Umso mehr kommt es darauf an, es Menschen, die altersbedingt eingeschränkt sind, zu ermöglichen, weiter im Leben zu stehen. Dafür fehlen uns Unterstützung und Fördermittel. Wer kann es sich schon leisten, mit dem Taxi nach Bad Saarow zum Kardiologen zu fahren? Die Kinder sind größtenteils weggezogen. Ein Kumpel fährt dich vielleicht einmal hin, aber nicht ständig, schon gar nicht bei den gestiegenen Spritpreisen zur Zeit. Ältere Menschen

müssen häufig zu Ärzten gefahren werden. Wer in Guben wohnt, muss dafür nach Frankfurt, nach Eisenhüttenstadt, nach Cottbus.

Mit der Stadt betreiben wir aktuell das Projekt »Pakt für Pflege«, bei dem ehrenamtliche Helfer Kilometergeldpauschalen und Stunden bezahlt bekommen, in denen sie für die Senioren Transfers übernehmen, einkaufen gehen, ihnen im Alltag helfen. Wir pflegen unsere Kontakte zu Gubener Akteuren, ob zur Wohnungsgesellschaft, zu den Sozialwerken oder den Vereinen.

Zuletzt erwarb die Arbeiterwohlfahrt 2016 den alten Aldi-Markt an der Friedrich-Schiller-Straße. Dort wurde eine Wäscherei eingerichtet, in der Menschen mit Behinderung arbeiten können. Sie waren unheimlich dankbar und ich bin heute noch stolz auf dieses Projekt. Häufig werden Behinderte links liegen gelassen oder verkehrt verstanden. Ich dagegen habe großen Respekt vor denen, die dort arbeiten. Sie sind ausgesprochen fleißig und machen ihre Sache wunderbar. Die Auftragslage ist derart gut, dass wir es zum Teil gar nicht schaffen, alle Bestellungen abzuarbeiten.

Was macht die Arbeiterwohlfahrt nun aktuell? Einiges hat sich geändert. Die AWO hat heute eine Sozialstation, auf der rund 20 Schwestern arbeiten.

Jeden Tag steht in unseren Räumlichkeiten etwas anderes auf dem Plan: An einem Wochentag kommt die Strickgruppe, an einem anderen die Klöppelgruppe. Es gibt die »Spielefrauen«, die Karten spielen und nach Strich und Faden schummeln. Dienstags kommt eine generationenübergreifende Pilatesgruppe. Eine Folkloregruppe übt regelmäßig. Seit Neuestem trifft sich eine Frühstücksrunde, überwiegend alleinstehende Frauen und einige wenige Männer. Es kommen viele über 80-Jährige, die glücklich sind, wenn sie miteinander plaudern können. Oder sie freuen sich darüber, dass unsere Sozialarbeiterin ihnen erklärt, wo sie bestimmte Anträge auf Pflegestufen stellen können. Die Palette der Anliegen ist groß. Wir organisieren kleine Tagesausflüge. Noch vor fünf, sechs Jahren fuhren wir nach Paris, in die Masuren oder nach Kroatien, inzwischen beschränken sich die meisten lieber auf Tagesausflüge und sind davon nichtsdestoweniger begeistert.

Ungemein wichtig ist die bereits angesprochene Organisation von Fahrdiensten zum Arzt. Da haben wir überwiegend mit Frauen zu tun, die keinen Führerschein haben oder nicht mehr fahren können. Viele benötigen auch beim Einkauf Hilfe. Darüber hinaus bieten wir Fachvorträge zu Themen wie Steuererklärungen, Vorsorgevollmachten oder Erbangelegenheiten an. Sie treffen auf breite Resonanz – die Leute staunen immer, was sie alles noch nicht wussten. Auch zusammen mit der Polizei organisieren wir regelmäßig Vorträge.

**Die Gubener Bevölkerung ist alt und hat dadurch besondere Bedürfnisse. Die Infrastruktur der Stadt muss sich daran anpassen.**

**Jung und Alt sollten zusammenkommen und sich austauschen. Nicht nur selbst zu erzählen, sondern dem anderen zuzuhören, das ist wichtig.**

Da viele Menschen Hilfe benötigen, sind unsere Aufgaben entsprechend breit gefächert. Es wird zunehmend schwieriger, sie zu bewältigen, denn der überwiegende Teil unserer Ehrenamtlichen ist mittlerweile über 70, teilweise über 80 Jahre alt. Zudem geht die Zahl der Ehrenamtlichen stetig zurück. Das liegt unter anderem daran, dass Ehrenamtszuschüsse von 850 Euro – im Jahr wohl gemerkt – aus steuerrechtlichen Gründen direkt wieder im Staatssäckel landen. Meine Forderung wäre daher, dass der Staat ehrenamtliches Engagement steuerrechtlich beachtet und anerkennt. In der Generation der 60- bis 65-Jährigen würden viele gern ein Ehrenamt übernehmen, ab und zu jemanden zum Arzt fahren zum Beispiel. Sie wollen sich keine Arbeitsstunden bezahlen lassen, aber wenn sie nicht einmal die Spritkosten wiederbekommen, winken sie verständlicherweise ab.

Die zunehmende Vereinsamung der Bürger ist eine Tatsache. Nach zwei Jahren Corona herrschten, wie man sich vorstellen kann, extreme Zustände.

**Die Gubener vereinsamen immer mehr, besonders die alten. Mehr Ehrenamtler könnten diesen Negativtrend aufhalten.**

Mein Anrufbeantworter war voll, ich ging abends gar nicht mehr ans Telefon. Wenn ich nicht ein wenig Arbeit an andere abgeben kann, wird es zu viel. Vor diesem Hintergrund wird klar: Wir brauchen unbedingt mehr Ehrenamtler.

Auch unsere fehlenden finanziellen Spielräume sind ein wunder Punkt. Wir organisieren viele Veranstaltungen, die Honorare und die Reisekosten steigen.

Auf der anderen Seite steht der Aktionsfonds, aus dem die Stadt größere Veranstaltungen mit 200 Euro bezuschusst hat, nicht mehr zur Verfügung und die Zahl der Sponsoren wird immer geringer.

Veranstaltungen wie zum Beispiel die Konzerte in der Färberei sind für 15 Euro Eintritt nicht mehr zu finanzieren, bei 20 oder 25 Euro Eintritt kommen jedoch die Leute nicht mehr. Die alte Größenordnung von etwa 70 Gästen bei Veranstaltungen rechnet sich nicht mehr, heute bräuchten wir mindestens 100 oder 150 Gäste. Ich versuche, mit der Stadt zu verhandeln, aber wie gesagt: die Fonds, die früher zur Verfügung gestanden haben, gibt es nicht mehr. Wenn früher jemand 500 Euro sponserte, verdoppelte die Stadt über einen Verfügungsfonds den Betrag. Auch das ist weggebrochen. Zwar hat die Stadt im letzten Jahr 2 Millionen Euro mehr Steuern eingenommen, aber mit diesen Einnahmen werden offensichtlich andere Dinge finanziert. Das ist eine Entwicklung, die der Zukunft Gubens schadet.

## Ich bin eine zufriedene Rentnerin

Käte Haigold arbeitete Jahrzehnte als Kindergärtnerin und zuletzt beim Roten Kreuz. Seit ihrem Ruhestand sitzt sie im Seniorenbeirat der Stadt.

**Käte Haigold**  
Jahrgang 1950

Von 1965 bis 1968 erlernte ich den Beruf der Gärtnerin. Im Anschluss war ich jedoch der Meinung, dass dies nicht alles gewesen sein kann – ich wollte noch etwas anderes in meinem Leben machen. Am 3. Februar 1969 übernahm ich eine Schwangerschaftsvertretung im Kindergarten des Chemiefaserwerks und blieb dort bis zum August 1974. In den Betriebskindergärten kamen nur Kinder, deren Eltern im Chemiefaserwerk arbeiteten. Untergebracht waren sie in zwei provisorischen Baracken, die heute noch stehen, allerdings ungenutzt. Die Kinder konnten ab früh um 6 Uhr gebracht und mussten bis 17 Uhr wieder abgeholt werden. Es gab vier Gruppen, in denen jeweils etwa gleichaltrige Kinder betreut wurden. Um den Kindern ab und zu etwas kaufen zu können, sammelten die Eltern monatlich eine Mark pro Kind Gruppengeld ein. Das Mittagessen kam aus der großen Küche des Chemiefaserwerks zu uns, in Schüsseln wurde es in die Gruppenräume gebracht. Jeden Montag teilten wir die Kinder für die Woche zum Tischdienst ein, so wurden sie zur Selbstständigkeit erzogen. Problemkinder gab es nicht. Das Kollektiv war großartig – dazu gehörten die Erzieherinnen, eine Raumpflegerin, eine Näherin, die Leiterin, die Küchenfrau und der Hausmeister. Wir unternahmen sogar Betriebsausflüge gemeinsam mit unseren Ehemännern.

**Die Arbeit im Kindergarten war zu DDR-Zeiten gut organisiert. Die Kinder wurden zur Selbstständigkeit erzogen. Das Kollektiv war großartig.**

Als aus dem Kindergarten ein Kinderwochenheim wurde, wollte ich nicht mehr dort arbeiten, weil die Kinder über Nacht blieben. Nachtschichten kamen für mich nicht infrage, da mein Mann als Kraftfahrer im Tiefbaukom-

binat schon im Schichtdienst arbeitete und unsere beiden Söhne noch betreut werden mussten. Ich suchte nach einer anderen Stelle. Es war etwas in der »Kombination 3« frei – so nannten wir die Wilhelm-Pieck-Kombi, in der Krippe und Kindergarten zugleich angeboten wurde. Immer am 1. September kam ein Schwung Krippenkinder durch den Wirtschaftsgang mit ihrer Brottasche zu uns herüber. Sie waren stolz, ab jetzt in den Kindergarten zu gehen und zu den Großen zu gehören. Im August 1974 wechselte ich in die »Kombination 3«, wo ich für 22 Jahre arbeiten sollte. Sie war eine städtische Einrichtung, in der jede Erzieherin mit Herz und Seele für die Kinder Verantwortung übernahm. Es war eine tolle Arbeit, obwohl wir 160 Kinder zu betreuen hatten. Von 6 Uhr morgens bis 17 Uhr abends musste man für sie da sein und sie behandeln wie die eigenen. Wir gingen mit den Kindern zur Vereidigung, zum Tag der Volkspolizei am 1. Juli – überall waren wir präsent. Beim Zuckertütenfest, am Touristenstützpunkt. Zur Nachtwanderung fuhr ich abends um elf und lief als Schulgespenst, mit einem Bettbezug über dem Kopf und einer Taschenlampe versehen, durch den Wald. Das sind schöne Erinnerungen.

Wegen des drastischen Geburtenrückgangs wurden nach 1990 viele Kindergärten geschlossen und ausgeräumt, auch die »Kombination 3«. Wir mussten dabei noch helfen. Heute sitzt in den Räumen die Heilsarmee. Man

**Um unsere Arbeitsplätze zu behalten, besuchten wir Weiterbildungen, um auf das Westniveau zu kommen. Aber wir lernten nichts Neues.**

schickte uns zu einer Weiterbildung, 100-Stunden-Programm nannte sich das. Es kostete 680 D-Mark, die wir aus eigener Tasche bezahlten, in zwei Raten. Freitags und sonnabends mussten wir zur Weiterbildung antreten, sonst würden wir gekündigt, hieß es. Ich machte mit, ich wollte etwas Neues lernen – auf das vermeintliche Westniveau kommen. Aber, wie sich herausstellte: Wir wussten schon alles, wir saßen bloß unsere Zeit

ab. 25 Frauen im Klassenzimmer! Immerhin war die Atmosphäre zwischen uns ausgezeichnet. Währenddessen arbeiteten wir weiter in Kindergärten. 1991 war Schluss und ich wurde entlassen. Das kann es doch nicht gewesen sein, dachte ich. Beim Arbeitsamt bot man mir verschiedene ABM-Stellen an. Ich war bereit, eine anzutreten, solange es in einem Kindergarten wäre. Das klappte. Irgendwann wurde beim Verein Haus der Familie eine reguläre Stelle für mich im Musikkindergarten frei. Ich arbeitete bis Ende 2007 im Kindergarten. Die Arbeit veränderte sich nach und nach, zum Beispiel mussten wir die Räume mittags wischen und zum Schlafen vorbereiten. Das Gehalt war ausreichend, mehr nicht.

2008 schrieb das Deutsche Rote Kreuz eine freie Stelle aus und man fragte mich, ob ich sie haben wolle. »Wenn's einen Euro mehr gibt«, sagte ich,

»nehme ich das gern an.« Gesagt, getan. Acht Jahre blieb ich beim Roten Kreuz – eine anstrengende, aber schöne Arbeit. Als Projektleiterin in der Kleiderkammer musste ich die eingeteilten Helfer anleiten und mitunter selbst mitarbeiten. Meine Hauptbeschäftigung jedoch war die Arbeit im Frauenhaus. Da ich Erzieherin war, kümmerte ich mich dort um die Kinder. Die Frauen wurden zu Behörden begleitet. Wenn ich unten im Haupthaus war, musste ich meine Augen überall haben. Räume wurden für Erste-Hilfe-Lehrgänge ausgeräumt, außerdem musste während der Geschäftszeiten die Telefonzentrale immer besetzt sein. Ich kann sagen: Das Soziale gefiel mir gut.

2015 ging ich in Rente. Heute bin ich im Seniorenbeirat der Stadt tätig. Wir kümmern uns um vieles, sind überall ein bisschen präsent. Der Beirat trifft sich alle zwei Monate. Beim Deutschen Roten Kreuz hatte ich anfangs einen Vorstandsposten in der Seniorengruppe übernommen. Das bereitete mir große Freude. Ich war immer bemüht, die Mitglieder der Gruppe zu Treffen jeglicher Art zu motivieren. Auch nach meiner Verabschiedung noch blieb ich Mitglied der Gruppe. Alle zwei Monate treffen wir uns. Einige Senioren versammeln sich zu gemeinsamen Handarbeiten, andere spielen Karten. Ich halte zu allen Kontakt, darüber bin ich froh. Zwei gute Freundinnen aus dem Kreis kenne ich seit 45 Jahren.

**Unsere Seniorengruppe beim DRK hat seit vielen Jahren Bestand. Wir treffen uns, um gemeinsam etwas zu unternehmen. So ist keiner allein.**





Wir unternehmen miteinander Radtouren in die Umgebung. Freundschaften muss man pflegen, das ist meine Ansicht.

Zu DDR-Zeiten führte ich ein glückliches Leben. Eins ging ins andere über. Ich war zufrieden. Zu Hause lief alles. Und auch heute bin ich eine glückliche Rentnerin. Als Gubener Bürgerin bin ich recht zufrieden mit unserer Stadt. Mir ist es wichtig, genau zu verfolgen, was sich verändert. Wo etwas los ist, muss ich hin und mir eine Meinung bilden. Unsere kleine Stadt macht sich, davon bin ich überzeugt. Ich drücke die Daumen, dass es positiv weitergeht.

## Es fehlt an Eigenverantwortung

Seit 1994 treffen sich Vertreter fast aller mit Seniorenarbeit befassten Vereine und Heime Gubens im Seniorenbeirat. Eberhard Herrmann hat den Vorsitz.

**Eberhard Herrmann**  
Jahrgang 1946

**I**ch bin Vorsitzender des Seniorenbeirats der Stadt Guben. Von Beruf bin ich Diplomagraringenieur. In der DDR habe ich als Kaderleiter in einer Gärtnerischen Produktionsgenossenschaft (GPG) gearbeitet. Kurz nach der Wende begann ich, über die Dörfer zu fahren und einen ambulanten Obst- und Gemüsehandel zu betreiben. 2004 war ich pleite – das Geschäft lohnte einfach nicht. Fortan unterstützte ich meine Frau in ihrer Änderungsschneiderei in der Alten Poststraße. 2009 ging ich mit 63 Jahren in Altersrente.

Ungefähr 2005 kam mein ehemaliger Chef vom Verein ISOR, der sich um die Belange ehemaliger Angehöriger der bewaffneten Organe und der Zollverwaltung der DDR kümmert, auf mich zu: »Kennst du den Seniorenbeirat? Wir arbeiten mit den Polen zusammen und du sprichst doch Polnisch. Schau dir das mal an.«

Der Seniorenbeirat existiert seit 1994, gegründet wurde er auf Initiative der Sozialministerin in Brandenburg Regine Hildebrandt. Es gibt in Guben 16 Vereine, die Seniorenarbeit leisten. Der Seniorenbeirat bringt Vertreter von ihnen in Versammlungen zusammen, die fünf- bis sechsmal im Jahr stattfinden. Mir gefiel die Idee, und ich schloss mich dem Seniorenbeirat an. 2018 wurde ich zum Vorsitzenden gewählt. Mein Vorgänger war hochbetagt und krank, und wegen meiner Polnischkenntnisse fiel die Wahl des Nachfolgers auf mich.

Wir pflegen die Zusammenarbeit mit der polnischen Seite, mit Gubin. Die polnischen Vertreter werden nicht wie bei uns von den Vereinen delegiert, sondern vom Bürgermeister unter Freiwilligen ausgelost. Leider zieht die

**In Guben gibt es 16 Vereine, die Seniorenarbeit leisten, auf deutscher und auf polnischer Seite. Die Vereine sind gut vernetzt.**



neue Vorsitzende aus Gubin nicht so richtig mit. Der traditionelle Erfahrungsaustausch mit unserer Partnerstadt Laatzten wurde jüngst auch schwieriger. Vor zwei Jahren gab es Neuwahlen in Laatzten und Mitglieder aus verschiedenen Ortsteilen zerstritten sich dermaßen, dass der dortige Beirat auseinanderfiel. Der ehemalige stellvertretende Vorsitzende macht mit vier Leuten weiter. Mit ihnen organisierten wir im Mai 2022 ein Partnerschaftstreffen.

Vonseiten der Stadt wird der Seniorenbeirat anerkannt und einbezogen. Woran es mangelt, ist die aktive Mitarbeit der Senioren. Zu oft wird bei Problemen einfach nach staatlicher Hilfe gerufen. Doch der Staat beziehungsweise die Stadtverwaltung kann die fehlende Unterstützung durch weggezogene oder nie geborene Kinder nicht vollständig ersetzen. Es wird viel getan für die Senioren in Guben, wir haben drei Seniorenheime, ein viertes befindet sich im Bau. Da wäre mehr Eigenverantwortung vonseiten der Senioren wünschenswert.

Für die Zukunft wünsche ich mir einen guten Lebensstandard – und Frieden.

## Als Lehrerin nicht gebraucht

Trotz regimekritischer Herkunftsfamilie gelang es Kerstin Leutert-Glasche, in der DDR zu studieren. Nach der Wende allerdings wollte man die ausgebildete Lehrerin nicht haben. Zusammen mit anderen hob sie den Verein Haus der Familie Guben aus der Taufe, deren Geschäftsführerin sie bis heute ist.

**Kerstin Leutert-Glasche**  
Jahrgang 1968

**I**ch nehme den Hut beziehungsweise den Faden des Erzählens gern auf, denn passenderweise lief ich eine Zeit lang für die Gubener Hutwerke Werbung. Als Jugendliche spielte ich Handball beim SV Chemie Guben und 1982 – ich war 15 – wurde unsere Mannschaft verdonnert, bei Turnieren ein ganzes Jahr lang mit Herrenhüten der Gubener Hutwerke aufzulaufen. In meinem pubertären Alter war so etwas eine Herausforderung. Dass es gleichzeitig eine große Wertschätzung für die Leistung des Betriebs war, war mir nicht bewusst.

Ich wurde in Leipzig geboren, 1970 zog meine Familie aufgrund der beruflichen Weiterentwicklung meines Vaters nach Guben. Bis zu ihrem Tod blieb es das Trauma meiner Eltern, aus der Welt- und Messestadt Leipzig ins kleine Guben gekommen zu sein. Damals standen hier nur Neubauten inmitten einer Sandwüste, das Grün war noch nicht gewachsen und ein mit der Großstadt vergleichbares Kulturleben gab es nicht. Freunde und Verwandte blieben in Leipzig zurück. Dieses familiäre Trauma begleitete auch mich, lange Zeit konnte ich mich nicht mit der Stadt Guben identifizieren. Als Kind sagte ich häufig: »Ich komme aus Leipzig.« Dort verbrachten wir die Ferien. Für meine beiden älteren Geschwister war der Umzug noch schwieriger als für mich, weil sie aus ihren Freundes-

**Der Umzug aus der Messestadt Leipzig in das kleine Guben war schwierig für meine Familie. Lange konnte ich mich mit der Stadt nicht identifizieren.**



**Ich zog Gutes aus beiden Gesellschaftssystemen. Durch die vielen Reisen, die ich nach der Wende machte, wurde mir klar, was ich durch den Umbruch dazugewonnen hatte.**

kreisen herausgerissen worden waren. Sobald sie das Abitur absolviert hatte, ging meine Schwester nach Dresden und mein Bruder flüchtete später über Ungarn nach München. Ich, die Drittgeborene, landete nach meinem Studium in Berlin und aus familiären Gründen wieder hier.

Wenngleich ich den gesellschaftlichen Umbruch außerordentlich begrüßte, bekam ich es auch mit negativen Begleiterscheinungen der Wende zu tun. Die Probleme begannen für mich jedoch nicht mit der Wende, ich hatte sie vorher in der DDR. Zum Beispiel interessierte ich mich sehr für Geografie. In meinem DDR-Lehrbuch gab es ein Foto vom Monument Valley in den USA und ich träumte davon, einmal selbst dort zu stehen – doch ich lebte in dem Bewusstsein, dass das unmöglich ist. Vor mehr als zehn Jahren wurde der Traum wahr, das war eines von vielen Schlüsselerlebnissen in meinem Leben. Durch zahlreiche Reisen um und durch die Welt wurde mir immer wieder bewusst, was ich durch die Wende dazugewonnen hatte. So sehe ich es bis heute. Ich hatte das große Glück, in zwei Gesellschaftssystemen leben zu dürfen, und kann mir aus beiden das Beste nehmen. Das meine ich vor allem ideell, weniger materiell.

Ich wuchs in der Familie eines Regimekritikers auf. Das beeinflusste und beeinträchtigte unser Familienleben und meine Biografie. Ich möchte unbedingt anmerken, dass ich meinen Vater sehr geliebt habe und er immer wieder versucht hat, mich vor Sanktionen zu schützen. Vor weitreichenden Repressalien bewahrte mich unter anderem der Umstand, dass ich in der Schule sehr gute Noten hatte und außerdem sehr sportlich war. Bei Spartakiaden und Turnieren gewann ich reihenweise Medaillen für die Schule. Dafür brauchte man mich und das war ein gewisser Bonus.

Mein Wunschstudium der Zahnmedizin durfte ich dennoch aus politischen Gründen nicht antreten. Das war für mich ein Fiasko, denn meine Lieblingstante in Leipzig war Zahnärztin. Ob Zahnärztin wirklich mein Traumberuf geworden wäre, sei dahingestellt. Vor meiner Bewerbung um das Studium wurde ich ins Direktorenzimmer bestellt, wo mehrere Lehrer saßen und mich 17-Jährige unter Druck setzten: Wenn ich diesen Berufswunsch hegte, solle ich in die SED eintreten. Mein rebellisches Ich – so war ich ja sozialisiert – begehnte auf.

Man durfte zu dieser Zeit genau eine Bewerbung einreichen und, wie es bei Ablehnung einer SED-Kandidatur meistens lief, bekam ich den Studienplatz nicht. Man beachte, dass ein fadenscheiniges Attest eines Gubener Orthopäden meine Untauglichkeit für das Zahnmedizinstudium dokumen-

tierte, für ein leistungssportintensives Sportwissenschaftsstudium hingegen schien es unproblematisch. Die Tauglichkeitsbescheinigung stellte sich später an der Universitätsklinik Leipzig als Fake heraus. Ich war kerngesund!

Das war 1986. Im selben Jahr starb mein Vater mit 51 Jahren an einem Herzinfarkt, mutmaßlich dem extremen Arbeitsstress und den Repressalien geschuldet. Als meine Mutter im gleichen Jahr, ebenfalls mit 51 Jahren, an Brustkrebs erkrankte, waren ganze drei schwere Krisen zusammengekommen, die ich zu bewältigen hatte. Nur wenige Menschen an der Erweiterten Oberschule unterstützten mich dabei. In dankbarer Erinnerung ist mir dabei die Rückenstärkung meiner Freunde und Freundinnen Brit und Thomas, Kathrin, Susanne und Uwe aus meinem schulischen und sportlichen Umfeld. Auch mein heutiger Mann Gerd, meine erste große Liebe, fungierte als Fels in der Brandung – ohne dass wir ahnten, dass wir viele Jahre später erneut zueinander finden, heiraten und eine Familie gründen würden.

Einen Studienplatz, mit dem ich mich hätte arrangieren können, konnte mir jedoch niemand organisieren. Also fuhr ich auf eigene Faust nach Leipzig zur Deutschen Hochschule für Körperkultur und nach Berlin zur Humboldt-Universität. Ich hatte über Alternativen nachgedacht und mich entschieden, Sportwissenschaft, Geografie, Pädagogik und Psychologie zu



studieren. An der Humboldt-Universität konnte ich tatsächlich ein Diplomstudium in den genannten Fachrichtungen anfangen. Das Studium machte mir Spaß und ich hatte das Glück, die Wende live und in Farbe in Berlin mitzuerleben. Nur die Grenzöffnung musste ich im Fernsehen anschauen, weil ich ausgerechnet an diesem Tag vorlesungsfrei hatte und nach Hause nach Guben gefahren war.

Den ersten Grenzübertritt holte ich bald nach, doch meine Ernüchterung, als ich nach Westberlin kam, war groß – meine von Werbung und Westverwandtschaft geprägten Vorstellungen sahen anders aus. Kurze Zeit später reiste ich zu Verwandten nach Nordrhein-Westfalen, wo ich das neue System etwas besser kennenlernte.

Allerdings sorgte die Wende auch dafür, dass ich ungefähr doppelt so lange studieren musste wie vorgesehen, denn ich machte meinen Abschluss nach beiden Systemen. Ich hätte an der Universität bleiben und promovieren können, wegen der Krebserkrankung meiner Mutter beschloss ich jedoch,

zurück nach Guben zu gehen und als Lehrerin in der Sekundarstufe zu arbeiten. Mit dieser Entscheidung begab ich mich sehenden Auges in die Arbeitslosigkeit. Es gab einen Einstellungsstopp für Lehrer in Berlin und Brandenburg. Trotzdem absolvierte ich ein Praktikumsjahr und das Referendariat an verschiedenen Gubener Schulen. Ich hatte zuvor schon in Berlin-Marzahn unterrichtet und war mit allen Wassern ge-

waschen. Auf die Schule freute ich mich. Es gab sogar engagierte Kolleginnen in Guben, die ihre Stelle mit mir geteilt hätten, um mir eine berufliche Perspektive zu geben. Doch der Personalrat ließ das nicht zu.

Auf den aktuellen Lehrermangel kann ich nur mit Bedauern schauen. Das Problem ist hausgemacht, das muss ich ganz klar sagen. Ich war damals ja nicht die einzige Absolventin – allein mit meiner Fächerkombination verließen in Berlin zeitgleich mit mir 80 weitere ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer die Universität. Wir stehen nach wie vor in Kontakt und treffen uns regelmäßig. Von den 80 Leuten sind gerade einmal fünf im Schuldienst in Berlin oder Brandenburg untergekommen. Die anderen gerieten zwar nicht unter die Räder und haben aufbauend auf der soliden Ausbildung teils sehr gute Berufe – aber eben nicht an einer Schule.

1993 wurde ich schwanger. Hochschwanger saß ich stundenlang beim Arbeitsamt und wartete darauf, Gehör zu finden. Mein Sohn wurde 1994 geboren, in dieser Zeit spielte Familienfreundlichkeit keine Rolle. Wir reden heute über die Anerkennung von Frauen – damals waren es häufig Frauen, die

**Aus familiären Gründen kehrte ich nach Guben zurück, doch es gab keine Stelle als Lehrerin für mich. Stundenlang saß ich im Arbeitamt.**

wenig sorgsam mit anderen Frauen umgingen. Der Leiter des Arbeitsamtes, Herr Noack, fasste sich immerhin ein Herz und nahm sich meiner an. Parallel zum Referendariat hatte ich ein Fernstudium Sport- und Vereinsmanagement absolviert. Er schlug mir ein drittes Studium vor! Ich musste ihm signalisieren, dass ich Geld verdienen wollte, um gemeinsam mit meinem Mann unsere wachsende Familie durchzubringen.

Letztlich schuf ich mir selbst eine Stelle. Zwei der Geburtshelfer des Vereins, in dem ich seit 26 Jahren als Geschäftsführerin arbeite, sitzen heute Abend mit am Tisch – Hannelore Menzel und Gottfried Hain. Es handelt sich um den Verein Haus der Familie Guben e.V. (HdF). 1996 fing ich dort auf einer ABM-Stelle an. Der Verein war gerade von einer Zweizimmerwohnung in der Berliner Straße in eine geschlossene Wochenkinderkrippe in die Obersprucke gezogen. Es gab noch eine Kita, eine kleine stationäre Jugendhilfeeinrichtung zur Unterbringung für Mädchen und Jungen ab 14 Jahren außerhalb ihrer Familien sowie einen Jugendfreizeittreff. Meine Aufgabe war es, irgendetwas daraus zu machen – ein »multifunktionales, grenz- und generationenübergreifendes Familienzentrum«, so lautete der konkrete Auftrag.

Für mich war das eine tolle Situation. Endlich konnte ich mich ausstoben und meine Ideen ausleben. Insofern bin ich trotz aller Komplikationen, die diese Zeit mit sich gebracht hat, versöhnt. Ich bin dem Verein seit fast drei Jahrzehnten treu. Zusammen mit vielen Partnern haben wir für die Stadt Guben und die Region Beachtliches auf die Beine gestellt. Auf Bundesebene wurden wir vielfach ausgezeichnet, weil wir in dem kleinen Guben, nicht zuletzt zusammen mit der polnischen Partnerstadt Gubin, Projekte mit Modellcharakter verwirklicht haben. Im Rahmen des mittlerweile durch das Land Brandenburg und den Landkreis Spree-Neiße geförderten Bundesfreiwilligenprojekts »Pflegebegleitung«, welches in Kooperation mit Gubin und der Deutschen Bahn seit nunmehr 15 Jahren erfolgreich umgesetzt wird, erhielt das Haus der Familie eine Würdigung des Bundesfamilienministeriums als sogenannter Leuchtturm. Aber nicht genug damit: Auch der Pflegeinitiativpreis des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Familie (heute MSGIV) Brandenburg, der Kollegialitätspreis des Fonds Soziale Sicherung sowie der Brandenburgische Familienpreis für unser Mehrgenerationenhaus wurden den Akteurinnen und Akteuren zuteil.

Mittlerweile sind wir der größte Träger der Kinder- und Jugendhilfe, der seinen Sitz und seine Herkunft im Landkreis Spree-Neiße hat. Das Vereins-

**Mit dem Verein Haus der Familie Guben e.V. schufen wir ein multifunktionales, grenz- und generationenübergreifendes Familienzentrum. Wir entwickelten Projekte mit Modellcharakter.**

haus in der Goethestraße 93 in Guben beheimatet unter anderem ein Servicebüro für Familie, Jugend und Senioren, den offenen Kinder- und Jugendtreff, eine Schulstation zur Reintegration von schulaversiven Mädchen und Jungen in Kooperation mit der Europaschule, die Ambulanten Hilfen zur Erziehung, die kreisweit mobil zum Einsatz kommen, und ein Familienzentrum und Mehrgenerationenhaus. Letzteres steht in enger Symbiose mit dem Children Center »Bunte Vielfalt« inklusive einer Kiez-Kita und Eltern-Kind-Gruppe nach dem Early-Excellence-Ansatz. Angedockt an das Trägerhaus sind darüber hinaus die Konsultations- und Kiez-Kindertagesstätte »Musikspielhaus«, der Schulhort und Kiez-Einrichtung »Kinderinsel« an der Corona-Schröter-Grundschule, die Freiwilligenagentur und das Zentrum für Familienbildung, Familienerholung und Touristik in Griefsen.

Jeden Tag unter der Woche und auch an mehreren Wochenenden im Jahr stellen wir uns in den Dienst an den Kindern und Jugendlichen, den Müttern und Vätern, ebenso den Großeltern sowie an allein lebenden Menschen und richten unser Leistungsangebot auf den gesamten Familienentwicklungsprozess aus – quasi von der Nabelschnur bis zur Pflege-

begleitung. Die umfangreiche Leistungspalette setzen mittlerweile über 60 hauptamtliche Mitarbeitende und weitere 30 Honorarkräfte um. Damit hat sich der anerkannte freie Träger der Kinder- und Jugendhilfe Haus der Familie Guben e.V. auch als wichtiger und verlässlicher Arbeitgeber im Sozialraum etabliert. Unterstützt wird die hauptamtliche Arbeit von 67 Vereinsmitgliedern und insgesamt 180 freiwillig Engagierten. Dass dabei auch das Engagement polnischer

Ehrenamtlicher sowie die Beschäftigung von Gubiner Fachkräften unter dem HdF-Dach zu einem Selbstverständnis wurde, ist der Realisierung der Idee der Euromodellstadt Guben-Gubin sicher zuträglich.

Das große Team des HdF ruht sich nicht auf seinen Lorbeeren aus, wie die Bewerbung der HdF-Kita Children Center »Bunte Vielfalt« zum Deutschen Kita-Preis 2019 zeigt. Unter 1 500 Bewerbungen bundesweit konnte sich der Träger durchsetzen, sodass das HdF mit seiner Einrichtung zu den zehn Finalisten des Deutschen Kita-Preises 2019 gekürt wurde. Der Preis wurde unter anderem durch die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung, das Bundesfamilienministerium sowie die Zeitschrift Eltern ausgelobt.

Um vom Know-how und den Erfahrungen in den Altbundesländern zu profitieren, trat ich der Bundesarbeitsgemeinschaft Familienbildung bei. Bis ich Anfang 2019 schwer erkrankte, war ich Vorsitzende der Bundesarbeitsge-

meinschaft und in Zusammenarbeit mit dem Bundesfamilienministerium für 500 Einrichtungen, Kitas, Eltern-Kind-Zentren und Mehrgenerationenhäuser zuständig. Einmal jährlich nahm ich an Summits der World Family Organization in Südamerika, Asien oder Europa teil. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung kann ich sagen, dass für mich – bei aller Wertschätzung persönlicher Geschichten – weniger die Prägungen unterschiedlicher Gesellschaftssysteme ausschlaggebend sind als die Menschen, an denen etwas scheitert oder die etwas bewegen.

Wie das so ist, lebt mein Sohn in Baden-Württemberg. Bei seinem Berufswunsch, in der Forschung und Entwicklung von Automobil-Prototypen der Zukunft zu arbeiten, war klar, dass er nicht in der Region würde bleiben können. Ich mag es, zwischen den Welten zu pendeln, bin gern in der Bundesrepublik oder in Polen unterwegs. Viele meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stammen aus Polen, aus Pakistan, demnächst auch aus der Ukraine. Ich finde das spannend, ich fühle mich mit diesen Menschen verbunden. In Anbetracht der Weltlage kann ich nur daran appellieren, das Miteinander zu suchen – bei allem Respekt vor unseren Erfahrungen und den Wunden, die bleiben werden, die uns aber auch ausmachen.

**Der Verein ist Anlaufstelle für jedermann, wir bieten eine umfangreiche Leistungspalette für Jung und Alt und viele Arbeitsplätze. Für unser Engagement wurden wir mehrfach ausgezeichnet.**

## Ich kann nicht lockerlassen

Irmgard Schneider war in der DDR Eisenbahnerin, während der Wende Streikführerin und wurde schließlich Umweltaktivistin.

**Irmgard Schneider**  
Jahrgang 1933

**I**ch war 43 Jahre lang Eisenbahnerin. Meinen Ehemann lernte ich während der Ausbildung kennen. Während seiner letzten zwölf Dienstjahre war er Leiter und Dienstortältester aller Gubener Reichsbahndienststellen mit über 1 200 Beschäftigten. An unserem Dienstort waren 1 200 Kollegen der Deutschen Reichsbahn freiwillig im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) organisiert. Um sie vor anstehenden Entlassungen zu schützen, organisierten wir ihre Eingliederung in die Transnet Gewerkschaft, die für Angestellte der Deutschen Bundesbahn agierte. Personalräte wurden gebildet und eine Ortsverwaltung der Transnet gewählt, deren Bevollmächtigte ich wurde, weil ich zu DDR-Zeiten nicht in der SED gewesen war.

Noch als Deutsche Reichsbahn hatten wir 1990 die Streckenelektrifizierung, einen neuen Tunnelbau, die Außensanierung des Bahnhofsgebäudes sowie eine Bahnsteigsanierung hinter uns gebracht. Im November 1990 drohten Entlassungen für unsere Kollegen in Cottbus und Guben. Deshalb planten sie einen Streik. Die Bevollmächtigten der Transnet-Ortsverwaltungen wurden zu Streikführern. Die Verwaltungskräfte, die noch in Lohn und Brot standen, hatten Angst vor Entlassung und hielten sich bei der Streikunterstützung zurück. Ich jedoch war im April 1992 mit 57 Jahren wie so viele in den rentennahen Vorruhestand gegangen und hatte nichts zu befürchten. So wurde ich noch im Dezember 1992 Streikbevollmächtigte.

Die Streikführer waren über 60 Stunden durchgehend im Amt – so auch ich. Der Streik verlief erfolgreich und verhinderte eine Entlassungswelle:

**Noch 1990 hatten wir bei der Deutschen Reichsbahn große Projekte umgesetzt. Kurz darauf sollten viele Kollegen entlassen werden. Wir gingen in Streik.**

Statt Entlassungen gab es Tarifverhandlungen. Im Dezember 1990 wurde mit einem Sonderzug der elektrische Zugverkehr aus Berlin aufgenommen sowie eine Lokomotivschau veranstaltet. Im Kulturraum des Bahnhofs, der als Streikbüro fungiert hatte, wurde unterm Weihnachtsbaum erleichtert gefeiert.

Es galt damals, auch die Arbeitsplätze unserer 75 Zugbegleiter zu retten. Mithilfe von Entscheidungsträgern aus der SPD und dem Deutschen Gewerkschaftsbund gelang es. Trotzdem hatten es die Zugbegleiter schwer. Ihr Dienstbeginn wurde nach Berlin verlagert – um rechtzeitig dorthin zu kommen, mussten sie mit eigenen Autos oder stundenlang mit dem Zug anreisen. So etwas hätte man ihnen in der DDR nicht zugemutet.

Die Wiedervereinigung war ein Geschenk, die Folgen zunächst aber eine Katastrophe. Die Großbetriebe der Stadt Guben schlossen. Über Gebäude und Inventar verfügte die Treuhand. In Guben gab es auf einmal 5 000 Arbeitslose, die Abwanderung der Familien setzte ein. Wir verloren die Hälfte unserer Einwohner. Obwohl intakt, wurden Wohnblöcke, Kindergärten, Schulen abgerissen. Protestwellen bauten sich auf, die Runden Tische begannen sich zu treffen. Ich schrieb vier Chroniken der Bahn in Guben. Darin ist – die Wendezeit eingeschlossen – die Geschichte dokumentiert der Strecken Berlin-Breslau (1846–2021), Guben–Posen (1870–2020), Cottbus–Posen, von Leipzig



kommend (1871–2021), sowie des denkmalgeschützten Gubener Bahnhofsgebäudes (1871–2021).

1994 gründete sich der Verein Pro Guben Verein für Energie und Umwelt e.V., dessen Vorsitzende ich bin. Die Initialzündung dafür war die geplante Abaggerung des Ortes Horno, den wir retten wollten. Ein Runder Tisch wurde gegründet, an dem ich teilnahm. Meine Aufgabe war es, ein letztes Mal einen Zug auf die stillgelegte Zugstrecke nach Forst zu bringen. Dieser

Zug fuhr voller Jugendlicher zu der Demonstration gegen das Abaggern von Horno. Erfolg hatten wir leider nicht, Horno fiel dem Braunkohleabbau zum Opfer.

Mutlos werden ließ uns das aber nicht. Wir setzten unser umweltpolitisches Engagement fort. Dafür wurden wir inzwischen mit hohen Ehrungen ausgezeichnet, darunter der Brandenburgische Umweltpreis, die

Verdienstmedaille des Landes Brandenburg und das Bundesverdienstkreuz am Bande. Ich wollte den Verein aufbauen und alles in den Vordergrund rücken, was Guben über Bergbau und Luftverschmutzung hinaus zu bieten hatte. Das gelang. Fast 30 Jahre lang entwickelte sich die Stadt in eine gute Richtung. So fanden wir vom Handwerksbetrieb bis zur Wohnungsbaugesellschaft 38 Partner, die sich an unseren Projekten zur CO<sub>2</sub>-Minimierung beteiligten.

Ich entwarf eine Ausstellung auf großen Dokumentationstafeln, auf denen gezeigt wird, was wir bislang unternommen haben und was in Zukunft noch

**Unser Verein Pro Guben engagiert sich seit fast 30 Jahren für die Umweltpolitik und für ein differenziertes Bild der Stadt Guben.**



möglich wäre. Vieles, was wir nicht in Ordnung finden, liegt leider gar nicht im Entscheidungsbereich der Stadt, sondern hängt von höheren Instanzen wie der Landes- oder Bundesregierung oder gar dem Europaparlament ab. Momentan beobachten wir, was mit Haus D, dem letzten noch stehenden Gebäude der Gubener Wolle, geschieht. Das Haus sieht schlimm aus. Das war für uns ein Anlass, verschiedene Nutzungskonzepte zu entwickeln. Für jede Etage haben wir Vorschläge und ich wünsche mir, dass das Projekt in Gang kommt.

Wir müssen unbedingt dafür sorgen, dass die Luft in Guben besser wird. Messergebnisse in Brandenburg für die Jahre 2007 bis 2019 zeigen, dass 72 Prozent aller im Bundesland nachgewiesenen Schadstoffe allein im Landkreis Spree-Neiße auftraten. Niemand weiß das, weil sich niemand im Internet darüber informiert. Das ist mein Thema. Es liegt bei dem Minister für Wirtschaft und Klimaschutz, Robert Habeck, auf dem Tisch. Lockerlassen ist für mich keine Option. Wenn ich an Verantwortliche appelliere, reagieren sie meist nicht – weder der Landrat noch der Dezernent für Umwelt im Landkreis, noch der für Gesundheit. Ich teilte ihnen mit, wo sie nachlesen sollten, beispielsweise im europäischen Ärztebericht. Dort sind Krankheitsrisiken aufgeführt, die ignoriert werden. Ich teilte einem Minister mit, dass wir vorn anfangen müssten: Zuerst brauchen wir saubere Luft.

Ich freue mich, dass wir mit dem Verein für unsere Arbeit bereits geehrt wurden. Es ist mir wichtig, unsere Auszeichnungen dem Bürgermeister zu übergeben, denn sie gehören in die Stadt. Ich war nur die Dokumentierende, die Arbeit haben andere geleistet, die Städtischen Werke zum Beispiel, die begonnen haben, die Elektromobilität voranzubringen.

Es gibt durchaus Freudiges aus Guben zu berichten. Beispielsweise hat eine Vorstudie das touristische Potenzial der Gubiner Berge eruiert, ein Potenzial, das die Städte Guben und Gubin gemeinsam entwickeln könnten. Besucher wollen sich schließlich etwas Schönes angucken. Die Gubiner Berge waren einmal der Schatz von Guben, bis am Ende des Zweiten Weltkrieges alles zerstört wurde. Günter Quiel gründete einen Förderverein für den Wiederaufbau der Stadt- und Taufkirche als Kommunikationszentrum.

Das Umweltthema hat mich und unseren Verein nie losgelassen. Wir machen konkrete Vorschläge für den Klimaschutz auf dem Weg, die Klimaneutralität zu erreichen. Wir dokumentieren mutige und praktikable Lösungen für unsere Stadt und die polnische Nachbarstadt Gubin. Dieser Erzählalon kann dabei helfen, den Strukturwandel zu beschleunigen. In Guben können wir mancherlei Hilfe von außen gebrauchen.

## Man muss immer etwas tun

Der Betriebsschlosser Wolfgang Straße lernte nach der Wende noch einmal einen ganz neuen Beruf. Nebenbei engagierte er sich im Kleintierzuchtverein Kerkwitz und ist nach über 30 Jahren immer noch dessen Vorsitzender.

**Wolfgang Straße**  
Jahrgang 1952

Ich wurde in Kerkwitz, einem Dorf in der Gemeinde Schenkendöbern, geboren, wo ich bis heute wohne. Ich war mein Leben lang Arbeiter. 1969 begann ich eine Lehre als Betriebsschlosser im Chemiefaserwerk Guben und blieb bis 1990 in diesem Betrieb. Als die Wende kam, machte ich mir meine Gedanken. Ich war Familienvater und hatte ein Grundstück in Kerkwitz – was sollte man jetzt tun? Wir waren noch jung und hatten gleichzeitig Berufserfahrung. Sollten wir der Region treu bleiben oder es im Westen versuchen?

Durch einen glücklichen Zufall kam ich mit einem Meister aus der Kfz-Branche ins Gespräch. Der war Bosch-Dienstleister gewesen und wollte einen Dieselreparaturdienst aufbauen, Einspritzpumpen von Lkw und Pkw reparieren. Er fragte mich, ob ich das für ihn machen wolle. Ich antwortete: »Ja, das würde mich interessieren« – und dieser Satz verschaffte mir Arbeit bis zur Rente. Ich fuhr zu Lehrgängen in die alten Bundesländer, nach Köln, nach Stuttgart, und lernte noch einmal einen neuen Beruf: Kfz-Mechaniker. Als solcher arbeitete ich von 1997 bis zum Beginn meiner Rente 2015 in Cottbus. Rückblickend kann ich der Wende gar nicht so viel Schlechtes nachsagen. Natürlich gab es Einschnitte, man musste sich in vielerlei Hinsicht umorientieren, umdenken. Beruflich gesehen aber kam die Wende für mich zum richtigen Zeitpunkt.

Was mich schockierte, war meine erste Rentenzahlung. Ich war nie arbeitslos gewesen, hatte 46 Jahre gearbeitet und bekam eine erschreckend niedrige Rente. Das war enttäuschend. Andererseits ist es, wie es ist, und man muss das Beste daraus machen.

1989 übernahm ich den Vorsitz des Kleintierzuchtvereins Kerkwitz, da ging es um Hühner, Kaninchen, Enten, Gänse und Tauben. Den Verein hatte es schon zu DDR-Zeiten gegeben, damals hatte er fast 40 Mitglieder gehabt, weil man über den Verein Futter für die Tiere bekam. Mit der Wende traten fast alle aus. Schlagartig saßen wir mit nur noch sieben Mitgliedern da. Mit diesen sieben Mann bauten wir den Verein neu auf. Diese Aufgabe musste ich neben dem Beruf erledigen. Wichtig war, das Interesse der Menschen neu zu wecken. Wir organisierten Ausstellungen zu Kleintierzuchtthemen und es kamen tatsächlich Leute! Nach der Wende entstand in Kerkwitz eine Eigenheimsiedlung, vor allem junge Familien zogen dorthin und schafften sich Kleintiere an: bevorzugt Kaninchen, Hühner und Tauben. Ab und zu besorgte sich jemand auch Enten. Die Leute wollten sich im Dorf integrieren und der Verein wurde zum Anlaufpunkt dafür. Die Kleintierausstellungen liefen weiter, außerdem fanden in unserem Vereinsheim regelmäßig Veranstaltungen statt: Kindertagsfeiern, Weihnachtsmärkte, Konzerte oder Sommerfeste für die Anwohner.

Die Mitgliederzahl stieg wieder an. Momentan haben wir 25 oder 26 Mitglieder, obwohl etliche von ihnen nicht aktiv mitarbeiten – wie in vielen Vereinen. Ich bin nach über 30 Jahren immer noch Vereinsvorsitzender. Doch meine Zeit ist langsam vorbei, das habe ich lange genug gemacht. Ein Ferienhaus betreibe ich noch in Kerkwitz, weil man ja immer etwas zu tun haben muss. Ich kann sagen: Ich bin mit meinem Leben zufrieden.

**Die Wende brachte viele Einschnitte mit sich und bedeutete eine umfassende Umorientierung. Aber sie hielt auch viele Möglichkeiten bereit.**



## Vier Jahre will ich mich noch aufreiben

Vom Kraftwerk Jänschwalde auf den Bürgermeistersessel – der Gubener Bürgermeister Fred Mahro hat den Gang in die Politik nie bereut.

**Fred Mahro**  
Jahrgang 1960

**E**s freut mich, dass ich am dritten Erzählsalon persönlich teilnehmen kann. Ich hatte so viel Spannendes aus den ersten beiden Runden gehört, dass ich bei der dritten Runde unbedingt dabei sein wollte. Auf den ersten Blick scheint es nicht einfach, die Stichworte Innovation und Alter unter einen Hut zu bringen. Ich jedoch war sofort überzeugt von dem Projekt »Altersinnovationen«. Dass es von der Brandenburgischen Technischen Universität begleitet wird, bestärkte mich. Die Verbindung von täglichem Erleben und einem wissenschaftlichen Blick ist spannend. Sie setzt voraus, diejenigen, deren Lebenswelt wissenschaftlich erfasst werden soll, erst einmal kennenzulernen und ihnen die Möglichkeit zu geben, von sich selbst zu erzählen. Das ist die Intention des Erzählsalons.

Ich bin selbst über 60 – in diesem Alter steuert man auf einen Abschnitt zu, in dem das Leben anders abläuft als während der Berufsphase, im Studium oder während der Schulausbildung. Man kann sich zunehmend dem Alltagstrott und den Terminzwängen entziehen, muss nicht mehr zur Arbeit gehen und ständig auf die Uhr schauen. Das kann viele Ressourcen freisetzen.

**Guben ist eine Rentnerstadt, doch es kündigt sich ein Generationswechsel an. Das ist unsere Chance für weitgreifende Änderungen.**

Unsere Region mit ihrem Strukturwandel ist etwas Besonderes. Wie weite Teile Ostdeutschlands befinden wir uns in einer Phase des Generationswechsels. Ja, Guben ist in gewisser Weise eine Rentnerstadt. Das bringt manche Eigenheiten mit sich, schlimm finde ich das aber nicht. Im Gegenteil: Genau das ist die Chance, die wir in Guben haben.

Insofern blicke ich den Ergebnissen des Projekts »Altersinnovationen« gespannt entgegen.

Ich wurde 1960 in Forst geboren und bin in Heinersbrück, etwa 25 Kilometer vor den Toren unserer Stadt, aufgewachsen. Seit über 20 Jahren wohne ich in Guben. In meinem Elternhaus leben aktuell vier Generationen unter einem Dach. Morgens nach dem Frühstück spaziert Opa mit seinem Urenkel einmal ums Gehöft und spricht mit ihm über Gott und die Welt, bevor der Kleine in den Kindergarten geht.

15 Jahre arbeitete ich im Kraftwerk Jänschwalde, zuständig für den Generatorenschutz in der Elektrotechnik. Als die Wende kam, stand eines Tages der Bäckermeister und spätere Präsident der Handwerkskammer Cottbus, Peter Dreißig, auf meinem Hof in Jänschwalde und sagte: »Mahro, du hattest im Kraftwerk die große Klappe – solche Leute brauchen wir jetzt, denn wir haben jetzt die Wende. Es müssen Leute wie du in den Kreistag.« So kam ich in die Politik. Zuvor war ich völlig unpolitisch gewesen. In der Gewerkschaft hatte ich mich allenfalls für die Kollegen in Sachen Arbeitsschutzausstattung und dergleichen eingesetzt. Nachdem ich ein Vierteljahr auf Probe in der Kreisverwaltung gearbeitet hatte, war mir klar, dass ich den Job wechseln würde.

**Durch die Wende und ihre Anforderungen an die Menschen wurde ich politisch. Die Gubener setzen Vertrauen in mich.**



So schlimm die Nachwendezeit in Guben auch war, bereute ich diese Entscheidung nicht einen einzigen Tag. Nach wie vor gehe ich morgens pfeifend von meinem Auto zum Rathaus. Mein ehemaliger Chef verstand nie, wie ich so fröhlich sein konnte. Doch das ließ ich mir nicht nehmen.

Ich hatte den Beruf im Kraftwerk unwahrscheinlich gern ausgeübt und verstand selbst kaum, wie ich ihn hatte aufgeben können. Mein bester

**Ich suche nach den Fehlern im System und versuche, sie zu reparieren. Ich möchte Probleme lösen und zu besseren Lebensbedingungen beitragen. Dabei geht es mir um die Menschen.**

Freund, den ich seit dem Kindergarten kenne, sitzt heute noch in dem Kraftwerksbüro, das ich verließ. Bei einem Bier erklärte er einmal: »Du machst doch immer noch das Gleiche wie im Kraftwerk. Wenn im Kraftwerk eine Maschine nicht funktionierte, hast du den Fehler gesucht und sie repariert. Eben das machst du jetzt auch – nur mit Menschen.« Das vergesse ich nicht, diese Erklärung eines einfachen Mannes. Es ist was dran. Ich »repariere« zwar niemanden, aber ich versuche, Probleme zu lösen, und das in einer großen Gemeinschaft von Mitmenschen. Es ist der schönste

Job, den man haben kann. Wer einmal die Chance bekommt, Bürgermeister zu werden, dem kann ich nur raten, sie zu nutzen. Eine abwechslungsreichere Arbeit gibt es nicht.



Vorwegstellen möchte ich, dass meine Erwartungen an den Erzählsalon übertroffen wurden. Es ist noch nie passiert, dass ich an einer Veranstaltung mit Gubener Bürgern teilgenommen habe und über zweieinhalb Stunden, die der Erzählsalon nun schon dauert, nicht mindestens zehnmal dafür heruntergeputzt worden bin, was ich als Bürgermeister alles falsch gemacht habe. Das passierte hier nicht. Der Erzählsalon scheint wirklich ein Format zu sein, das individuelle Perspektiven zutage fördert und nicht Schuldige sucht. Für unser Zusammenleben ist es meines Erachtens hinderlich, dass gern sofort nach Schuldigen Ausschau gehalten wird, sobald ein Problem auftaucht.

In Guben wurde einiges erreicht, doch es liegen noch etliche Herausforderungen vor uns. Was das Leben und Wohnen in der Altstadt angeht, mache auch ich mir Gedanken. Es ist nicht auszuschließen, dass noch mehr Einzelhandelsgeschäfte schließen müssen. Wir dürfen uns nichts vormachen: Selbst die Bundesregierung hat schon eine Kommission initiiert, die sich mit der Zukunft von Innenstädten ohne Einzelhandel beschäftigt. Wenn alles im Internet bestellt wird, bleiben zwangsläufig nur noch Friseure und der Handyladen übrig. Unsere Innenstädte werden sich verändern. Es gibt eine interessante Studie, die vorschlägt, das Leben innerhalb eines 15-Minuten-Radius zu organisieren – sodass jeder innerhalb von 15 Minuten von der Wohnung bei der Arbeit ist und von dort an den Orten, wo er seine Freizeit verbringt. Solche Ansätze sind spannend. Wir müssen uns darauf einstellen, dass kleinere Wohnungen gebraucht werden, damit das Wohnen noch bezahlbar ist. Generationenübergreifende Gemeinschaften sollten gefördert werden.

**Wir haben viel erreicht, doch es liegen noch viele Herausforderungen vor uns. Im Sinne der Gemeinschaft zu denken und zu handeln, ist dabei unerlässlich.**

Um die Mobilität der Bürger zu erhöhen, sollten wir einen Bürgerbus in die Spur bringen. Das habe ich im Wahlkampf versprochen, bisher aber nicht umgesetzt. Egal wie er angetrieben wird, der Bürgerbus muss kommen. Ich muss mich da gegenüber der Taxiinnung durchsetzen. Die Bedenken der Taxifahrer kenne ich. Für tägliche Fahrten zum Arzt und ähnliches muss die Kommune jedoch einen Bürgerbus anbieten. Im Rahmen des Konzeptes Smart City entwickeln wir einen grenzüberschreitenden Katastrophenschutz, damit Grenzschießungen wie bei Corona nicht mehr vorkommen. Wir kümmern uns um die Digitalisierung für Ältere. Je mehr digitale Kompetenz ältere Menschen erwerben, desto intensiver können sie am Gemeindeleben teilhaben. Wer nicht gerade in einem Mehrgenerationenhaus lebt, dem droht ansonsten die Vereinsamung.



Aktuell haben wir 600 arbeitsfähige Menschen in Guben, die Hartz IV beziehen. An die kommen wir größtenteils jedoch nicht heran. 400 von ihnen haben ein sogenanntes Vermittlungshemmnis. Die restlichen 200 würde ich gern reaktivieren. Wir brauchen sie. Eine Rentnerbörse und die Ausbildungs-börse sind gute Ideen. Die Verhältnisse sind heute völlig andere als nach der Wende: Damals suchten wir händeringend Betriebe, um Arbeitsplätze zu schaffen, heute finden die Betriebe keine Auszubildenden. Die Haltung der jungen Menschen hat sich völlig verändert, sie fragen, was die Betriebe ihnen bieten können. Es findet ein regelrechter Kampf um junge Menschen statt. Wie viele Ausbildungsverträge habe ich für die Stadtverwaltung schon unterschrieben, ohne dass die Stelle besetzt wurde! Wir müssen Nachfolgerlisten vorhalten, damit wir die Stellen tatsächlich besetzen können.

Das Problem des Fachkräftemangels wird eher größer. In Guben machen 150 Schüler pro Jahr ihren Schulabschluss, entweder an der Europaschule oder am Gymnasium. Die Hälfte geht in der Regel zum Studium, wie viele von ihnen zurückkommen, kann ich nicht beziffern. 75 Schulabgänger bleiben – das macht 750 potenzielle Fachkräfte für die nächsten zehn Jahre. Wir bräuchten aber 400 pro Jahr! Denn neue Arbeitsplätze entstehen oder bereits vorhandene müssen neu besetzt werden. Wir steuern auf eine hochproble-matische Situation zu. Wenig überraschend steigt die Zahl der Einpendler: 2 600 Menschen pendeln inzwischen zur Arbeit nach Guben, trotz der hohen Benzinpreise, aber sie wohnen hier nicht.

Es würde mich freuen, wenn wir mehr Kunst und Kultur in die Stadt zu-rückholen könnten. Vorhin wurde die Frage angesprochen, was ein Kultur-koordinator erreichen könnte. So etwas gibt es bereits, jedoch funktioniert

das kaum. Wir haben im Marketing- und Tourismus-verein ein Veranstaltungskataster, auf das jeder zu-greifen kann. Wer eine Veranstaltung plant, kann sie anmelden und wird eingetragen. Die Idee dahinter ist, dass jeder Gubener jede Veranstaltung im Internet einsehen kann. Es gibt allerdings ein großes Aber: Die professionellen Veranstalter tragen sich nicht in den Kalender ein. Wenn plötzlich drei Veranstaltungen an einem Wochenende stattfinden, läuft bei mir das Telefon heiß: »Herr Mahro, das kann doch nicht sein«.

»Ja«, sage ich, »haben Sie Ihre Veranstaltung bei uns überhaupt gemeldet?« – »Nein, wieso? Das muss ich nicht.« Die Voraussetzung für eine bessere Ko-ordination gibt es also, doch es fehlt die Disziplin, diese Möglichkeiten zu nutzen.

**Wir müssen die Potenziale der Stadt ausschöpfen und neue schaffen. Es braucht Anreize für junge Leute, in Guben zu bleiben oder hierher zurückzukommen. Dazu gehört auch der Ausbau der Kulturszene.**

Nicht außer Acht lassen sollten wir, dass sich Freizeitgewohnheiten und Ansprüche geändert haben. Im September 2022 werden wir mit Gubener Bürgern über die Zukunft des Museums diskutieren und eruieren, ob wir in die richtige Richtung marschieren.

Wir haben nach wie vor über 100 eingetragene Vereine in Guben. Jeder davon kämpft um Nachwuchs. Das Nachwuchsproblem der Vereine kommt auch daher, dass das Freizeitverhalten der Jugend heute ein anderes ist. Ich schätze ehrenamtliches Engagement, weiß aber auch, wie schwierig es zu organisieren ist. Ebenso wichtig wie finanzielle Anerkennung sind die richtigen Rahmenbedingungen für das Ehrenamt. Jemand bei der Freiwilligen Feuer-wehr muss freigestellt werden und darf deswegen nicht beim Arbeitgeber in Verlegenheit kommen.

Nun möchte ich noch den jüngsten bedeutenden Erfolg für Guben erwäh-nen: Der Spatenstich für eine große Fabrik der Firma Bifi steht kurz bevor. Nach einigem Hin und Her kam es zum Handschlag mit dem amerikanischen Eigentümer Troy Link, der eigens mit dem Hubschrauber eingeflogen kam, um »seine« Baustelle zu besichtigen. Dass die Verantwortlichen aus dem bayerischen Ansbach auf der Suche nach einem neuen Standort auf Guben aufmerksam wurden, war reiner Zufall. Zwischendurch drohte alles, ins Was-ser zu fallen, weil der Platz im ins Auge gefassten Grundstück im Industrie-gebiet doch nicht ausreichte. Nachdem wir beim Chef in Amerika persönlich interveniert und ihm wesentlich mehr Fläche im Gewerbegebiet angeboten hatten, kam der Deal doch zustande. Der Werksleiter des neuen Bifi-Werkes wird allerdings niemand aus der Region Guben sein, das ist leider nicht ge-lungen.

Noch etwas zu Herrn Pagels Geschichte: Er und die Stadtwerke mit der öffentlich geförderten Beschäftigung sind ein Paradebeispiel dafür, dass die Gesellschaft in der Lage sein kann, auf Anforderungen zu reagieren. Während meiner 30 Jahre in der Politik habe ich festgestellt, dass wir oft zu spät handeln und Entscheidungen nicht zu Ende denken. Die Zusammenarbeit mit Herrn Pagel ist ein Beispiel für das, was ich mir in der großen Politik wünsche. Wir sind politisch weit auseinander, er bei der Linken, ich bei der CDU – bei dem, was wir für Guben erreichen wollten, war uns das Parteibuch des anderen aber immer egal. Wenn es darum ging, ein Problem zu lösen, schauten wir uns in die Augen und nicht ins Parteibuch und überlegten gemeinsam, wie wir die Sache am besten anpacken können.

Genau das ist es, was mir an meiner Arbeit Freude bereitet, so aufreibend sie mitunter ist. Die nächsten vier Jahre will ich mich aber gern noch für unse-re Gubener aufreiben.



**Mit Alt mach neu –  
Herausforderungen und Perspektiven**



## Wir halten Kontakt zu unseren Leuten

Nicht zuletzt, weil er polnisch spricht, fand Robert Bednarek trotz Wirtschaftskrise Arbeit in Guben. Die polnische Grupa Azoty investierte in ein Überbleibsel des Gubener Chemiefaserwerks und machte Bednarek zum Geschäftsführer.

**Robert Bednarek**  
Jahrgang 1983

Ich wurde in Guben geboren. Das Abitur legte ich auf dem Gubener Gymnasium ab und nach meinem Wehrdienst 2004 ging ich nach Cottbus, wo ich Verfahrenstechnik, auch als Chemie-Ingenieurwesen bekannt, studierte. 2010 war ich fertig und bewarb mich deutschlandweit auf Stellen.

Kurz nach der Weltwirtschaftskrise 2008/2009 wurden nirgends Leute eingestellt. Von Bekannten erfuhr ich, dass ausgerechnet in Guben jemand gesucht wurde: jemand, der Verfahrenstechnik studiert hat, aus der Region stammt und wenn möglich etwas Polnisch spricht. Der infrage kommende Personenkreis war begrenzt und ich bekam die Stelle. Seit 2011 arbeite ich bei der Grupa Azoty ATT Polymers GmbH (ATT). Ich bin dort glücklich. Ich fing im Unternehmensbereich Forschung, Entwicklung und Qualitätswesen an, 2015 wurde ich Betriebsleiter und seit 2019 bin ich Geschäftsführer.

**Meine Berufserfahrung, meine Verankerung in Guben und meine Sprachkenntnisse eröffneten mir neue Chancen auf dem Arbeitsmarkt.**

Der Produktionsstandort von ATT gehörte zu DDR-Zeiten zum Chemiefaserwerk Guben, wo 1969 der erste Polymerisationsreaktor in Betrieb genommen und seit den Achtzigerjahren Polyamid 6 hergestellt wurde. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands kam es zur Zerschlagung des Kombinats, zu Arbeitsplatzabbau, Verkäufen, einer Neuausrichtung und schließlich Modernisierung der Polymerproduktion. Seit 2005 agierte das Unternehmen unter dem Namen Unylon Polymers GmbH. Während der Weltwirtschaftskrise 2008 bis 2009 musste jedoch angesichts rasant gestiegener

Energie- und Rohstoffpreise ein Konkursverfahren eingeleitet werden. Im Zuge dieses Verfahrens wurde ein Investor gesucht. Der polnische Chemiekonzern Zakłady Azotowe w Tarnowie-Mościcach S.A. übernahm alle Abteilungen und das Unternehmen kehrte auf den Markt zurück. Heute ist es unter dem Namen ATT Polymers GmbH unter dem Dach der Grupa Azoty ATT Polymers GmbH tätig. Die Grupa Azoty ist der größte polnische Chemiekonzern mit rund 15 000 Mitarbeitern. Das ATT-Werk ist nur eine kleine Produktionsstätte, lange Zeit war sie die einzige außerhalb Polens. Inklusiv unseres Hamburger Verkaufsteams sind wir knapp 70 Mann, also eine kleine Firma. Dadurch, dass wir den Vertrieb von Produkten des Mutterkonzerns mit übernehmen, erwirtschaften wir einen Umsatz von rund 300 Millionen Euro im Jahr.

Viele Gubener wissen wahrscheinlich gar nicht, was bei uns im Industriegebiet vor sich geht. Wir produzieren Polyamid 6, einen Konstruktionskunststoff mit dem Markennamen Alphalon. Daraus werden diverse hochfeste Fasern und Folien hergestellt: für Käseverpackungen, Airbags, Angelschnüre, Fischnetze. Doch vor allem wird Polyamid 6 in Autos verbaut. Im Prinzip besteht fast alles, was unter der Motorhaube schwarz ist, aus Polyamid 6. Wir produzieren den Ausgangsstoff, ein Granulat, und verkaufen ihn weltweit.

Fachkräfte zu bekommen, ist seit einigen Jahren ein Dauerproblem. Wir bilden selbst Chemikanten und Chemielaboranten aus, aber es ist schwer, Lehrlinge zu gewinnen. Zum einen hat die Chemiebranche ein schlechtes Image – für Laien ist Chemie meist etwas, was uns umbringt. Kunststoffe sowieso, die haben einen noch schlechteren Ruf: Sofort denkt jeder an die toten

Schildkröten, die im Meer treiben. Aber man muss sich klarmachen: Wenn plötzlich keiner mehr ein Auto, ein Handy, einen Kühlschrank oder einen Fernseher hätte, würden wir mit einer Kerze am Holztisch sitzen. Zum anderen will niemand mehr eine Ausbildung machen, alle wollen studieren. Um Nachwuchs anzusprechen, laden wir Gruppen zu uns in den Betrieb ein, gehen selbst an die Schulen oder präsentieren uns auf Messen. Corona erschwerte leider alles. Mir gefallen An-

sätze wie »Mit Praxis lernen«: Ein halbes Jahr lang kommen jeden Freitag Schüler in einen Betrieb, können dort etwas lernen und sich umschaun. Das brachte uns viel. Etliche Jugendliche fanden das Umfeld spannend und abwechslungsreich, sie mochten das Team und traten gern eine Ausbildung an. Ferienjobs hatten mitunter denselben Effekt.

**Die Chemiebranche hat ein schlechtes Image, doch ohne sie würden viele wichtige Produkte aus dem Alltag verschwinden. Wir brauchen dringend Nachwuchs in der Branche.**

Die Problematik des Nachwuchsmangels besteht zwar fort, ist in den letzten Jahren aber nicht mehr so gravierend. 2011 war ich bei uns mit zehn oder 20 Jahren Abstand der Jüngste am Tisch gewesen. Irgendwann bekam ich einen Schreck, als ich feststellte, dass ich der Älteste im Büro war. Den Generationenwechsel haben wir Gott sei Dank geschafft. Wer in Rente geht, kann sein Wissen vorher weitergeben. Es gab bei uns zahlreiche Kollegen, die 40 bis 50 Jahre in der Firma gearbeitet hatten. Das war nicht überall so. Diese Firmenphilosophie führen wir fort: Wer einmal da ist, soll möglichst lange bleiben. Wir können nicht kurzfristig jemanden einstellen und innerhalb von drei Monaten fit für unsere Anlagen machen. Das funktioniert nicht.

Allein deswegen sind wir an langfristigen Beziehungen zu den Mitarbeitern interessiert. Es ist natürlich ein Vorteil, dass wir ihnen umgekehrt dauerhafte Perspektiven bieten können.

Ein Nachteil hingegen ist die in der chemischen Industrie übliche Schichtarbeit. Die Produktionsanlagen laufen das ganze Jahr ohne Unterlass, die lassen sich nicht einfach abschalten. Nur alle fünf Jahre kommt es zu einem geplanten Stillstand für Wartungsarbeiten. Schichtarbeit erschwert die Fachkräftesuche. Ebenso tun es anspruchsvolle naturwissenschaftliche Fächer, die Chemikanten und Chemielaboranten in der Lehre absolvieren müssen.

**Engagierte Mitarbeiter, die langfristig in der Firma bleiben, sind unser größtes Potenzial. Fachkräfte zu finden, die sich auf die Rahmenbedingungen der Arbeit einlassen, ist schwierig.**



Deshalb bieten wir inzwischen Ausbildungsgänge für Maschinen- und Anlagenführer an. Die sind kürzer und ein bisschen leichter. Mit dem vermittelten Know-how lässt sich ein beträchtlicher Teil des Aufgabenspektrums in unserer Firma abdecken. Problematisch ist jedoch, dass die nächsten Berufsschulen für Chemikanten und Chemielaboranten

**Als Mitarbeiter ausfielen, holten wir Ruheständler zurück in den Betrieb. Seither arbeiten einige als Berater oder bedienen die alten Maschinen. Wir bleiben im Austausch.**

erst in Berlin oder in Schwarzheide sind, beides anderthalb bis zwei Stunden weit entfernt. In Berlin eine bezahlbare Wohnung für Auszubildende zu finden, ist fast unmöglich. Deswegen fokussieren wir uns auf Schwarzheide, dort können wir Lehrlingen eine Wohnung bezahlen. Ein paar Wohnheime werden derzeit gebaut. Wir versuchen, Azubis und Fachkräfte aus der Region zu rekrutieren. Unserer Erfahrung nach hat es

keinen Sinn, jemanden aus Berlin nach Guben zu holen, aller Voraussicht nach wird er nicht bleiben.

Was in dieser Runde in Bezug auf den Einsatz von Rentnern vorgeschlagen wurde, praktizieren wir bereits. Als der Krankenstand während der Coronapandemie immens hoch war, rekrutierte unser Unternehmen vorübergehend Ruheständler. Einige sind seitdem in Rufbereitschaft, kommen gern, um zwei oder drei Wochen die alten Anlagen zu bedienen und die Kollegen zu treffen. Das macht nicht jeder, aber es gibt Leute, denen das Spaß macht. Dass wir gute Beziehungen zu ausgeschiedenen Mitarbeitern pflegen, hilft dabei. Zu Weihnachtsfeiern und ähnlichen Veranstaltungen laden wir Kollegen im Ruhestand ein. Regelmäßig kommen Ehemalige vorbei und sagen hallo, man trinkt einen Kaffee zusammen.

Ich lebe gern in Guben. Mir gefällt die Ruhe. Wenn ich um 18 Uhr durch leere Straßen laufe, ist das besser, als wenn um 23 Uhr fünf Krankenwagen an meinem Fenster vorbeidonnern. Ich war oft in Berlin und jedes Mal froh, wenn ich wieder fort kam. Das ist nichts für mich.

## Guben ist schön!

Ohne große Umwege trat Kai Birkenhagen nach seiner Ausbildung eine Stelle in einem Autohaus an, wo er heute noch arbeitet. Eine grundlegende Verkehrswende sieht er so schnell nicht kommen.

**Kai Birkenhagen**  
Jahrgang 1973

Ich bin ein waschechter Gubener. Seit meiner Geburt lebe ich in unserem Haus im Ortsteil Bresinchen. Ich bin stolz, Gubener zu sein, ich lebe gern hier. 1989 wurde ich gerade mit der Schule fertig und begann eine Lehre im KIB, in einem Kraftfahrzeugsinstandsetzungsbetrieb, dort, wo sich heute das Plastinarium befindet. Autos, Bleche verbiegen, Karosserie- und Fahrzeugbau – das interessierte mich, ich wollte Karosserieklempner werden. Diesen Beruf gab es im Westen allerdings nicht. Als die Wende kam, wurde ich zum Karosserie- und Fahrzeugbauer. Meine Lehre verlängerte sich im Zuge der Anpassung auf dreieinhalb Jahre. 1993 war ich endlich fertig.

Nach einem kurzen Abstecher in den Kfz-Einzelhandel landete ich im November 1993 da, wo ich heute noch arbeite: im Autohaus Ruprecht GmbH. Es wurde 1993 in der Forster Straße gebaut und das Geschäft entwickelte sich rasant. Gegründet worden war unser Betrieb 1986, als mein Chef sich selbstständig gemacht hat. Zuvor war er im KIB angestellt gewesen. Nach der Wende bekam er zunächst einen Vertrag mit VW, sukzessive folgten andere Marken.

Wir sind heute Servicepartner für VW, Skoda und Audi und nah dran an der Konzernentwicklung und der Frage nach der Zukunft unserer Mobilität. Wo die Reise hingehet, ist trotzdem schwer zu sagen. Das hängt von vielen Faktoren ab. Von der Politik natürlich oder davon, wo die Autohersteller Prioritäten setzen. Ich habe meine liebe Not, mit der rasanten tech-

**Ich bin stolz, Gubener zu sein. Ich lebe gern hier. Seit 1993 arbeite ich im Autohaus. Die rasante technologische Entwicklung stellt uns immer wieder vor große Herausforderungen.**

nologischen Entwicklung mitzuhalten und alles zu verstehen, was die Autoindustrie zum Kunden bringt. Das ist Hightech mit Dutzenden Menüs und Untermenüs auf den Touchscreens – mitunter schwer zu verkaufen, zumal an ältere Menschen.

Umso mehr war ich von einem 93-Jährigen beeindruckt, der letzten Sommer an einem Sonnabend vor unserem Autohaus stand. Ich war allein im Geschäft und dieser Mann fuhr an unserer Ladesäule vor. Berliner Kennzeichen, ein Carsharing-Wagen. Auf meine Frage, was er wünsche, antwortete er: »Ich möchte laden, ich habe keinen Strom mehr.« Sein Akku war komplett leer. »Warum setzen Sie auf E-Mobilität?«, fragte ich. »Ich wollte das mal probieren«, antwortete er selbstbewusst. Hinten im Fahrzeug saß seine Frau mit dem Rollstuhl. Hut ab, dachte ich, der Mann ist mutig. Ich chauffierte die beiden dann zu ihrer Familienfeier, während der Akku bei uns am Autohaus auflud. Im Nachhinein bekam ich einen Dankesbrief von VW, denn jener ältere Herr hatte dem Vorstandsvorsitzenden seinerseits einen Brief geschrieben und darin von seinen positiven Erfahrungen mit der E-Mobilität und unserer Hilfsbereitschaft berichtet. Die Anekdote beweist: Elektrisch zu fahren, ist keine Altersfrage. Man muss nur den Mut haben und den ersten Schritt wagen.

Carsharing dagegen würde in Guben gar nicht funktionieren. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand per Carsharing zu Kaufland fährt und den Wagen dort für jemand anderen stehen lässt. Das funktioniert in einer Kleinstadt nicht. Elektromobilität wiederum ist im Bereich einer Kleinstadt und um in umliegende Dörfer oder nach Eisenhüttenstadt und Cottbus zu pendeln,

eine wunderbare Möglichkeit. Wir betreuen Kunden der ersten Stunde – ich kenne eine Dame, die seit elf Jahren elektrisch zwischen Guben und Cottbus pendelt und nie ein Problem hatte. Voraussetzung ist, dass man sich mental umstellt. Wenn ich im Elektrowagen unterwegs bin, kann ich nicht erst laden, wenn der Akku leer ist. Das muss ich tun, wenn gerade Zeit dafür ist und eine Ladestation zur Verfügung steht. Mit einer Wallbox am Eigenheim ist das überhaupt kein Problem,

im ländlichen Raum also oft gut umzusetzen. Auf Urlaubsreisen wird es allerdings schwierig. Die Reichweite von E-Autos ist noch zu klein, außerdem fehlt Ladeinfrastruktur. Das Bezahlen ist kompliziert, überdies kostet das Aufladen an der Autobahn teils mehr als Benzin. Kein Wunder, dass ich kürzlich auf einer Fahrt zur Ostsee kein einziges E-Auto gesehen habe.

In großen Städten wie Berlin mag der Trend zum Carsharing dahingehen, ganz auf eigene Pkw zu verzichten. Im ländlichen Raum aber, das muss ich

**Für neue Entwicklungen muss man Mut haben und auch mal einen ungewissen Schritt wagen. Ob ein Trend umsetzbar ist, entscheiden die regionalen Besonderheiten.**

ehrlich sagen, werden die Menschen mittelfristig eher zwei Autos haben, ein elektrisches und einen Verbrenner. Eventuell kommt noch ein drittes hinzu: Während man tagsüber mit einem E-Auto zur Arbeit fährt, lädt die Photovoltaikanlage ein anderes auf. Die Angst vor noch mehr Autos teile ich nicht. Die meisten Familien in unserer Gegend besitzen sowieso bereits einen Zweitwagen und von zwei Wagen könnte zukünftig einfach einer elektrisch sein.

Marketingstrategien, um Kunden die noch relativ teuren E-Autos schmackhaft zu machen, gibt es einige. Man kann leasen. Allerdings muss der Hersteller auch liefern können. Der Krieg in der Ukraine verursachte zunächst einen Totalstopp der Produktion. Viele Kabelbäume bei Volkswagen waren in der Ukraine produziert worden, das wusste ich selbst nicht. Die betreffenden Werke mussten in Windeseile abgebaut werden. Vorübergehend war kein einziges Kabel zu bekommen, die Werke standen still. Ich denke, das regte ein Umdenken im Konzern an: weg vom Outsourcen, zurück auf kurze deutsche Wege. Die Liefersituation war vorher schon eine Katastrophe. Wir haben Transporterkunden, die anderthalb Jahre auf ihren Wagen warten. Bei Mercedes oder BMW ist es nicht besser. Man könnte meinen: Beinahe wie damals in der DDR.

**Inwieweit wir auf den Markt reagieren können, hängt auch von den globalen Lieferketten ab. Ideen gibt es viele, aber nicht alle sind umsetzbar.**



Es steht außer Frage, dass die Elektromobilität kommt. Die Norweger und andere skandinavische Länder machen es bereits vor. Ob das sinnvoll ist oder nicht, sei dahingestellt – wir müssen sehen, dass wir das Beste daraus machen. In diesem Sinne ist die im Bau befindliche Lithiumhydroxid-Produktionsstätte in Guben ein großer Erfolg, immerhin eine Investition von mehreren Hundert Millionen Euro. Was alles noch entwickelt werden wird, können wir schlicht nicht vorhersehen. Es passiert sehr viel und die Möglichkeiten, Mobilität in Zukunft auszugestalten, sind unzählig.

In letzter Zeit fiel mir auf, wie ruhig es in Guben geworden ist, besonders seit der Corona-Pandemie. Wenn ich um 18 Uhr das Autohaus verlasse, blicke ich auf leere Straßen. Die Forster Straße, die Kaltenborner, die Karl-Marx-Straße bis zur Frankfurter – eine ausgestorbene Stadt. Es ist erschreckend, was sich durch Corona verändert hat. Viele igeln sich zu Hause ein und vereinsamen. Durch die Feuerwehr bekam ich das an vorderster Front mit. Ich bin Ortswehrführer in unserem Ortsteil und gehöre der Feuerwehr seit 32 Jahren an. Häufig wird die Feuerwehr vom Rettungsdienst angefordert. Wir nahmen in letzter Zeit zahlreiche Türnotöffnungen vor oder leisteten Tragehilfen, auch wenn das eigentlich nicht Sache der Feuerwehr ist. Dadurch sah ich, wie vereinsamt Menschen sind, meist Ältere. Solche Einsätze gab es häufig und meistens war nicht schön, was wir zu sehen bekamen. Manchmal riefen uns Nachbarn, als sich das gelieferte Essen von 14 Tagen vor der Tür stapelte.

Dennoch möchte ich mit einer positiven Einschätzung schließen: Guben ist schön! Ich freue mich über jede Ansiedlung in Guben. Auch Gunther von Hagens' Plastinarium ist in meinen Augen eine irre Geschichte. Das wird verkannt. Ich finde faszinierend, wie viele Leute dort arbeiten, dass internationale Wissenschaftler dort mitmachen. All das findet heute in unserem kleinen Guben statt.

## Guben ist eine lebenswerte Kleinstadt

Nach dem Bauboom kam für Enrico Drewitz die Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Der ehemalige Maurerlehrling arbeitete sich auf den Chefsessel des Gubener Energieversorgers hoch und macht sich heute Gedanken um die notwendige Transformation der lokalen Energieversorgung.

**Enrico Drewitz**  
Jahrgang 1973

**A**uch ich bin ein gebürtiger Gubener. Ich kam in Wilhelm-Pieck-Stadt zur Welt und verbrachte meine Kindheit und Jugend in dieser Stadt. Als ich gerade mit der Schule fertig war und eine Lehrstelle eingetütet hatte, kam die Wende. Die Industrie- und Handelskammer teilte mit, dass es die Berufsausbildung zum Matrosen mit Abitur, die ich gewählt hatte, nicht mehr gäbe. Stattdessen legte ich mein Abitur am neu eingerichteten Gubener Gymnasium ab und ging anschließend zum Bund.

Anfang und Mitte der Neunzigerjahre erlebte Ostdeutschland einen Bauboom. So entschloss ich mich, nach dem Wehrdienst einen Beruf im Bauwesen zu ergreifen. Ich machte eine Maurerlehre und studierte daraufhin Bauingenieurwesen. Als ich den Abschluss in der Tasche hatte, war der Boom vorbei, es gab deutlich weniger Jobs für Bauingenieure. Ich bewarb mich deutschlandweit, bekam aber nur Absagen, bis ich in einem kleinen Betrieb in Guben unterkam, für den ich eine Weile als Bauleiter arbeitete.

Doch es ging bergab auf dem Bau. Ende 2004 landete ich in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bei den SWG, den Städtischen Werken Guben. Auf diesem Weg lernte ich Fred Mahro kennen. Ich bekam die Chance, in den kommunalen Unternehmensbereich der SWG einzusteigen. Etliche Jahre sollte ich dort arbeiten. Unter anderem war ich für den Energieverbrauch der kommunalen Liegenschaften zuständig. In dieser Zeit absolvierte ich ein Studium zum Elektroingenieur. Im Zuge der Stromnetzübernahme durch die

Energieversorgung Guben GmbH (EVG) wechselte ich 2012 als Leiter für den Stromnetzbetrieb in dieses Unternehmen. 2015 wurde ich Technischer Leiter für den gesamten Netzbetrieb der EVG, seit 2019 bin ich Geschäftsführer.

Schon bevor die aktuelle Gaskrise das Thema auf die Tagesordnung hob, war die Energieversorgung ein spannendes Feld. Die Umstellung auf regenerative Energien und damit einhergehende Transformationsprozesse standen

**Den aktuellen und weitreichenden Transformationsprozessen müssen Industrie und Politik begegnen, damit die Bürger sie bewältigen können.**

seit Längerem im Fokus. Was im Moment passiert, hat noch niemand in der Branche erlebt. Das war nicht absehbar. Es stehen schwierige Zeiten bevor, bis wir wieder in halbwegs ruhiges Fahrwasser kommen werden. Da hilft nichts, wir müssen die Transformation der Energieversorgung bewältigen. Nicht nur die große Politik ist gefragt, es fängt in Orten wie Guben an. Die EVG hat bereits einige Photovoltaikanlagen instal-

liert und wird den Weg der regenerativen Erzeugung weiter beschreiten. Auch viele andere Akteure bringen Photovoltaikanlagen an unser Netz. Einen besonders großen Anlagenzuwachs registrierten wir in diesem Jahr: Bis Sommer 2022 wurden dreimal so viele Anlagen angemeldet wie sonst üblich.

Auch bei Kleinanlagen bis 600 Watt verzeichnen wir einen enormen Zuwachs. Das ist sicherlich der aktuellen Situation geschuldet, in der viele Men-

schen überlegen, wie sie am besten durch die Krise kommen. Durch den in Guben erzeugten Strom gibt es mittlerweile Stunden, in denen die Stadt physikalisch gesehen zu 100 Prozent mit regenerativem Strom versorgt wird. Auch die Wärmeversorgung gilt es umzustellen. Im Moment überlegen wir, wie wir künftig die Fernwärme CO<sub>2</sub>-neutral gestalten. Gemeinsam mit unseren Partnern, der Stadt Guben und der envia Therm, stellen wir uns der Aufgabe der Transformation der Fernwärmeversorgung der Stadt.

Die Gebäude, in denen ich meine Kindheit verbracht habe, sind inzwischen allesamt abgerissen. Die Schule, der Kindergarten, die erste Wohnung – das ist alles nicht mehr da. Eine Ausnahme bildet meine ehemalige Krippe, die zu Wohnraum umgenutzt wurde. Generell ließ der Leerstand spürbar nach, in den letzten Jahren tat sich hier einiges. Häuser, die die Gubener Wohnungsbaugesellschaft nicht im Bestand halten konnte und verkaufte, wurden teilweise schmuck saniert.

Der Gubener ist ein bisschen eigenwillig. Kommen Auswärtige, ist er zurückhaltend. Wie also kitzeln wir etwas aus den Leuten heraus? Die alternativen Wohnkonzepte finde ich durchaus spannend. Als Energieversorger muss ich aber sagen: Um die Anschlüsse zu betreuen, brauche ich immer einen individuellen Ansprechpartner.

Ich hoffe, dass wir nach dem Niedergang besseren Zeiten entgegensehen. Dass sich die Situation stabilisiert und wir aufbauen können auf dem, was wir haben. Für jemanden, der in einer Kleinstadt leben möchte, ist Guben lebenswert und bietet viele Chancen. Ohne Privatinitiative werden wir allerdings nicht vorwärtskommen – die große Frage ist, wie wir sie noch weiter ankurbeln können.





## Niemand sollte einsam sein

Die Vereinsamung älterer Menschen in Guben bereitet Finanzfachfrau Heidelinde Fabig Sorgen. Generationenübergreifendes Wohnen könnte in ihren Augen eine Lösung sein.

**Heidelinde Fabig**  
Jahrgang 1940

Ich stamme von der Gubiner Seite, die deutsch war, als ich geboren wurde. Im Juni 1945, als die Stadt geteilt und die östliche Seite der Neiße polnisch wurde, wurden wir vertrieben. In Guben konnte ich mich gut entwickeln. Ich machte eine Lehrausbildung zum Handelskaufmann, absolvierte ein Studium für Finanzwesen und durfte ab 1961 einen Volkseigenen Dienstleistungsbetrieb mit aufbauen. Das umfasste eine Schuhreparatur, eine Änderungsschneiderei, eine Strumpfreparatur, eine Fahrradwerkstatt und Dekoabteilung, eine Sattlerei, eine große Wäscherei und die Annahme für eine chemische Reinigung – alles in einem Betrieb vereint.

Nach dem Krieg gab es kaum Handwerker. Es war schwierig, Fachkräfte zu finden. Später bildeten wir sie selbst aus. Ansässig war der Betrieb im alten Gebäude einer ehemaligen Schuhfabrik in der Berliner Straße. Der Betrieb lief

bestens – in der DDR gab es wenig, sodass nichts weggeschmissen, sondern alles repariert wurde. Die Preise für Dienstleistungen wie Schuhbesohlungen lagen bei uns im ein- oder zweistelligen DDR-Mark-Bereich.

Gegründet 1961 als VEB, wurden wir 1975 zum Kombinat umgewandelt. Inhaltlich änderte sich kaum etwas, ein Kombinat stand jedoch unter besserer staatlicher Kontrolle. Ich arbeitete weiter als Hauptbuchhalter, nach BRD-Recht käme das der Stellung eines

Prokuristen gleich. 1990 hatten wir annähernd 180 Mitarbeiter. Zum 1. Juli 1990 erledigte ich noch die D-Mark-Eröffnungsbilanz für den Betrieb: Die

**Die Betriebe durchliefen seit dem Krieg eine wechselvolle Entwicklung. In der DDR wurde nichts weggeschmissen, sondern alles repariert. Das kam unserem VEB zugute.**

Werte wurden halbiert und Ostmark in D-Mark zum Kurs zwei zu eins umgerechnet. Ungefähr 3 Millionen Ostmark Bilanzwert errechnete ich, was 1,5 Millionen D-Mark ergab. Die Abwicklung unseres Dienstleistungsbetriebs bekam ich nicht mehr vor Ort mit, denn ich wechselte die Stelle und ging in die Stadtverwaltung. Zu den Kollegen hielt ich aber Kontakt – bis heute. Sie erzählten mir alles: Wie einzelne Gewerke eingestellt wurden oder wie die Arbeitskräfte entlassen wurden und zum Arbeitsamt gehen mussten. Es tat mir in der Seele weh, dass ein Betrieb, den wir aus dem Nichts aufgebaut hatten und der wirtschaftlich gut gelaufen war, abgewickelt wurde. Doch die Gewerke wurden einfach nicht mehr gebraucht. Strümpfe wurden nicht mehr repariert, denn jetzt gab es sie ja billig zu kaufen, hergestellt wahrscheinlich irgendwo in der »Dritten Welt«. Es wurde kein Schuh mehr zur Reparatur gebracht, denn jetzt gab es Schuhe im Überfluss. Die Sattlerei bekam keine Aufträge mehr – wer ließ sich noch seine Tasche, seinen Rucksack oder eine Plane flicken? Das Einzige, was noch gebraucht wurde, war die Wäscherei. Die bekam Aufträge von Groß-

**Auch im Ruhestand besteht der Kontakt zu den ehemaligen Kollegen in der Stadtverwaltung fort. So bin ich im Bilde, was die Entwicklungen in Guben anbetrifft.**



unternehmen und wurde 1992 privatisiert. Um das Jahr 1996 ging sie jedoch in die Insolvenz.

1990 wurde ich in die Stadtverwaltung berufen, um das Finanzwesen nach BRD-Richtlinien aufzubauen. Ich wurde nicht arbeitslos. Mich störte allerdings, dass wir von den herüberkommenden Steuerbüros für dumm verkauft wurden. Ich hatte in der DDR Diplom-Betriebswirt an der Fachhochschule in Gotha studiert und im Kombinat ständig Bilanzen gemacht und plötzlich wollten uns die westdeutschen Steuerberater erklären, wie das geht. Aber wir Ost-Buchhalter bewiesen unser Können – mit Sachlichkeit und sehr guter Arbeit bei den D-Mark-Eröffnungsbilanzen.

Ab August 1990 hatte ich in der Gubener Stadtverwaltung viele Mitstreiter, dennoch war es schwierig, in das neue Finanzwesen einzusteigen. Sämtliche öffentliche Einrichtungen sollten auf westdeutsche Buchführung umstellen. Nun musste die Finanzabteilung der Stadt den bundesdeutschen Standard, ein kameralistisches Verfahren, einführen. Im Grunde war das eine Vereinfachung für mich. Aber das Umdenken von einer in die andere Buchführung war schwierig. Wir mussten in eine völlig andere Abrechnungsform einsteigen. Ich absolvierte mehrere Qualifizierungen bis zum höheren Dienst und blieb bis 2006 in dem Job.



Meiner Familie und mir hat die Wende Gutes gebracht. Ein Aha-Erlebnis war 1993 eine Reise nach London. Ich kleine DDR-Frau stand plötzlich auf der Londoner Themsebrücke! Nie hatte ich gedacht, dass ich das je erleben könnte.

Als ich zu arbeiten aufhörte, suchte ich mir eine ehrenamtliche Tätigkeit und trat dem Gubener Heimatbund e.V. bei. Seit 2007 bin ich Erster Schatzmeister. Das bedeutet viel Freude und viel Arbeit. Das Besondere an dem Verein ist, dass er bundesweit Mitglieder hat. Rund 27 000 Deutsche, die auf der heute polnischen, Gubiner Seite gelebt hatten, waren zum Ende des Zweiten Weltkrieges vertrieben worden. Meine Eltern und Großeltern hatten sich auf der Westseite der Stadt niedergelassen, aber der Großteil der 27 000 Personen hatten sich über alle Bundesländer verteilt. 1952 trafen sich viele Vertriebene in der Stadthalle von Hannover und gründeten den Heimatbund. Regionalgruppen entstanden in Hamburg, Bremen, München, Frankfurt am Main, Hannover, Karlsruhe und Westberlin. In der DDR war der Verein verboten, die Gubener Regionalgruppe entstand erst 1990. Sie hatte einen großen Zulauf von Gubenern.

**Durch die bundesweite Vernetzung des Heimatbundes gibt es einen regen Austausch derer, die aus Guben und Gubin stammen. Doch auch wir haben ein Generationenproblem.**

Heute hat unser Verein ein Generationenproblem. Von annähernd 1 200 Mitgliedern sind nur rund 300 übrig. Noch gibt es regelmäßig Bundestreffen. Unsere Regionalgruppe traf sich regelmäßig einmal im Monat, doch inzwischen passiert das seltener, weil die älteren Mitglieder nicht mehr gut zu Fuß sind. Der Verein gibt Heimatkalender über die Geschichte Gubens und einen Heimatbrief heraus. Wir verlegten das Buch »Guben 1945« mit Berichten von Vertriebenen. Es besteht großes Interesse für die Geschichte der Stadt, Vertriebene wollen sich erinnern und gleichzeitig erfahren, was aus ihrer Heimat geworden ist. Zu anderen Regionalgruppen bestehen Kontakte über E-Mail und Handy. Viele schreiben auch noch per Hand. Es ist eine geschichtsverliebte und kontaktfreudige Arbeit.

Meine Kinder, fast alle Enkel und ein Urenkel leben in Guben. Die Familie hält mich auf Trab. Was ich in Guben vermisse, ist ein Zusammenleben der Generationen. Ich gehöre zu den Älteren. Wenn ich durch die Stadt gehe, sehe ich kaum jemanden. In den Wohnhäusern, den Neubaublocks, wohnen die Älteren fast alle in einem Aufgang. Warum mischt man nicht Jung und Alt? Sie könnten sich gegenseitig helfen, dann wäre niemand einsam. Generationenübergreifende Wohngemeinschaften sind vor diesem Hintergrund ein wichtiges Thema.

Auch in den Vereinen fehlen junge Leute. Mir gefiel die Aktion »Guben tut gut«, die ehemaligen Gubernern die Rückkehr erleichtern sollte. Aber wurde sie wirklich angenommen? Es braucht weit mehr Anreize. Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten sollten eine wichtigere Rolle spielen als Imagekampagnen.

Eines meiner Enkelkinder wohnte in Hamburg, Karlsruhe und Freiburg – mit Besuchen dort kam ich viel herum. Überall fällt mir das Zusammenleben der Generationen auf. Jung und Alt sitzen zusammen in den Gaststätten oder bei Konzerten. Das kenne ich aus Guben nicht. Mehr junge Leute und alle Generationen gemeinsam ins gesellschaftliche Leben einzubeziehen, finde ich äußerst wichtig, und es würde mich freuen, wenn das mehr gelingen würde.



Zuhörende, 3. Erzählalon am 26. August 2022 in der Alten Färberei

## Viel Luft nach oben

Seit 15 Jahren versucht Kerstin Geilich, das touristische Potenzial der Region um Guben zu erschließen. Sie ist überzeugt: Fehlen Kunst-, Kultur- und Tourismusangebote, wird die Entwicklung der Region ausgebremst.

**Kerstin Geilich**  
Jahrgang 1964

**I**ch arbeite seit 15 Jahren im Tourismus. 2007 wurde ich Geschäftsführerin des Marketing und Tourismus Guben e.V. Mitglieder des Vereins sind Hotels, Pensionen, touristische Anbieter sowie die Kommunen selbst. Ohne die könnten wir nicht existieren. Als ich anfang, gab es noch viel Streit. Der Verein war marode. Die Situation verbesserte sich in den letzten 15 Jahren erheblich. Früher gab es eine statische Internetseite, die immer gleich blieb. Heute halten wir das Angebot up to date, aktualisieren täglich die Inhalte. Mittlerweile steht der Verein auf einer soliden finanziellen Grundlage.

Eine lange, inzwischen beendete Tradition war das Gubener Appelfest. Insgesamt 25 dieser Feste wurden veranstaltet. Doch die Zeiten ändern sich und im Tourismus schauen wir nach vorn, nicht zurück. Der persönliche Einsatz und die Wirkung von Symbolfiguren wie der Appelkönigin haben so gut wie keine Relevanz mehr. 2016 kam es überdies zu einem Rechtsstreit: Eine junge Frau und ein junger Mann hatten sich um die Position beworben, die Frau war zur Appelkönigin gekürt worden. Der junge Mann aber ging mit der Meinung vor Gericht, er sei der rechtmäßige Appelkönig, und verklagte uns. Drei weitere Appelfeste fanden noch statt, aber zuletzt gab es niemanden mehr, der Appelkönig oder -königin werden wollte.

Ein Gast kann den Apfel in Guben schwerlich erleben, Plantagen gibt es nicht mehr. Es war auch unheimlich schwierig, das Apfelthema in die Gaststätten zu bekommen. Abgesehen davon wurde das Appelfest ausschließlich aus Spenden und mit Sponsorengeldern finanziert. Die Logistikpreise für Strom schossen in die Höhe, die Bühne war mit einem Mal doppelt so teu-

er. Zuletzt schafften wir es nicht mehr, die nötigen Summen zu akquirieren. Unsere Planungen, ein anderes Stadtfest auf die Beine zu stellen, wurden zunächst von der Corona-Pandemie durchkreuzt. Inzwischen richtet die Stadt Guben aber ein jährliches Herbstfest aus.

2018 übernahm unser Verein die Federführung der Rückkehrerinitiative »Guben tut gut«. Die schaut ebenfalls nach vorn. Wir gehen davon aus, dass diejenigen, die hierherkommen wollen, auch arbeiten, wohnen und ein soziales Umfeld haben möchten. Glücklicherweise gibt es massenhaft Stellenangebote, fast jeder findet Arbeit. Einen Fluglotsen bekomme ich natürlich nicht unter – so eine Anfrage erreichte mich tatsächlich einmal.

Eine Umfrage gab uns im vergangenen Jahr Aufschluss darüber, aus welchen Gründen Menschen nach Guben gekommen sind und wie zufrieden sie mit ihrer Entscheidung sind. Nach wie vor wurden familiäre Bindungen als Hauptgrund angegeben, häufig von jungen Leuten, die die Großeltern für die Kinderbetreuung einspannen können. Menschen mit Anfang 30, die eine Familie gründen, bilden die größte Gruppe unter den Zuzüglern. Oft bringen Einheimische Partner oder Freundin mit in die Region. Es existiert sogar eine alternative Kommune, in der zur Zeit nur ein einziger Gubener lebt, alle anderen jungen Leute kommen von außerhalb. Eine zweite, spürbar kleinere Gruppe von Zuzüglern sind Menschen in meinem

Alter oder schon am Anfang der Rente – Leute, die ihre Eltern hier haben und Wohneigentum.

Wie viele Personen genau zuziehen, können wir nicht ausmachen, da die der Stadtverwaltung vorliegenden Zahlen dem Datenschutz unterliegen. Das ist ähnlich wie im Tourismus: Übernachtungen im Hotel lassen sich zwar zählen, nicht aber solche bei der Oma, und auch nicht all die Menschen, die bloß mit dem Fahrrad durch die Stadt fahren und keine Nacht

in Guben verbringen. Ebenso wenig kann ich sagen, wie viele Gäste unsere Arbeit anlockt und wie viele Rückkehrer es aufgrund unserer Initiative gibt. Wir können nur feststellen, wie viele Zugriffe unsere Internetseite verzeichnet, wie häufig Formulare heruntergeladen, wie viele Newsletter versandt worden sind. Hier zeigt sich ein stetiger Zuwachs.

Die Altersstruktur bei den Tourismusanbietern bereitet mir Bauchschmerzen. Mir ist ein einziges Hotel bekannt, für das ein Nachfolger bereitsteht, bei allen anderen ist absehbar, dass das Geschäft nicht mehr weitergeführt wird. Die Tendenz geht weg von Hotels zu Camping und Ferienwohnungen. Darüber hinaus kämpft die Tourismusbranche mit einem riesigen Personalproblem,

**Die Rückkehrerinitiative »Guben tut gut« brachte viele junge Menschen nach Guben. Sie stellen jedoch berechnete Ansprüche, um hier leben zu können. Auch die Zuzügler bringen Neues in die Stadt.**

das sich in der Pandemie noch verschärft hat: Wer Mindestlohn bekam und in Kurzarbeit geschickt wurde, konnte davon nicht leben. Häufig suchten sich die Betroffenen andere Jobs. Die Pandemie haute allen im Freizeitbereich die Beine weg. Umso mehr freuen wir uns, dass die Firmen überhaupt noch existieren. Die Besucherzahlen, soweit wir sie erheben können, sind jedenfalls wieder auf dem Vor-Corona-Niveau.

Es ist sehr erfreulich, dass sich in Guben wieder Firmen ansiedeln. Wir können einige junge Handwerksbetriebe verzeichnen: einen Maßschuhmacher, einen Schmied, jüngst kam eine Köchin, ein Tischler zieht demnächst hierher. Und es gibt das erwähnte alternative Wohnprojekt, in dem sich junge Leute zusammengetan haben. Diese Entwicklung verdankt sich nicht zuletzt unserer Rückkehrerinitiative.

Für die Zukunft der Stadt wünsche ich mir, dass Kunst, Kultur und Tourismus deutlich mehr gefördert werden. Das sind weiche Standortfaktoren, die wir unbedingt brauchen. Die Region ist ein Radfahrparadies, auch die Industriekultur spielt eine erhebliche Rolle. Hier wollen wir in der Vermarktung Schwerpunkte setzen. Wenn ich allerdings an das veraltete Museum denke oder an die touristischen Anlagen an der Neiße, zu denen ich mir mit einer Sichel Zugang verschaffen muss, dann stelle ich fest: Es gibt viel Luft nach oben. Unsere Vereinsstruktur als Touristiker begünstigt kurze Wege und zügige Entscheidungen leider nicht.



## Die beste Entscheidung meines Lebens

Elke Garzke wurde im Jahr des Mauerfalls geboren und arbeitet heute beim Roten Kreuz in Guben. Jahrelang machte sie Erfahrungen in alternativen Wohnprojekten und ist überzeugt: Viele drängende Probleme ließen sich lösen, würden wir die Art, wie wir wohnen, überdenken.

Elke Garzke  
Jahrgang 1989

Ich zog 2020 nach Guben. Ich bin studierte Sozialarbeiterin und erlernte zusätzlich den Beruf der Orthopädieschuhmacherin. Als solche bin ich derzeit beim Deutschen Roten Kreuz in Guben tätig. Ich lebe in einem gemeinschaftlichen Wohnprojekt. Von diesem Konzept möchte ich erzählen, denn diese Form des Zusammenlebens schafft ein Miteinander, in dem viele der Probleme, die in diesem Erzählsalon benannt wurden, meines Erachtens gelöst werden können.

Seit inzwischen elf Jahren lebe und wohne ich in gemeinschaftlichen Zusammenhängen. Es begann während meines Studiums in Potsdam, geschuldet der Wohnungsnot, die dort, anders als in Guben, herrscht. Ich trennte mich von meinem Partner und musste schnell eine neue Unterkunft finden. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich davon ausgegangen, eine Wohngemeinschaft wäre überhaupt nichts für mich. Zuvor hatte ich nur bei meiner Familie oder in Wohnungen für mich allein gewohnt. Ich fand eine WG mit 16 Leuten und einer Küche. Immerhin vier Toiletten gab es. Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen! Es schien mir völlig verrückt, ich sagte mir aber, vorübergehend, bis ich etwas Neues gefunden hätte, würde es schon gehen. Letztlich lebte ich neun Jahre in der WG und war sehr glücklich. Dort einzuziehen, war die beste Entscheidung meines Lebens – ein Schritt, der Mut erforderte, sich aber als goldrichtig erwies.

Über einen Verein verwalteten wir das Haus selbst. Wir waren sozusagen unsere eigenen Vermieter, legten unsere Mieten selbst fest. Sie hingen von

den Ausgaben ab, die wir hatten. Je nachdem, ob jemand viel oder wenig verdiente, musste er eine höhere oder niedrigere Miete bezahlen. Als arme Studentin profitierte ich von diesem System. Wir stemmten alles gemeinsam, organisierten die Wohnstruktur, machten die Vereinsarbeit, gaben uns Regeln und entschieden zusammen, wer einziehen durfte.

Früher dachte ich, so ein Konzept funktioniere nur für junge Leute. Doch ich wurde eines Besseren belehrt. Mein heutiger Mann war als Zimmerer auf traditioneller Walz, was bedeutete, dass er kein Geld für Unterkunft oder Reisen ausgeben durfte. Ich wiederum bekam ein Lehrlingsgehalt von gerade 350 Euro im Monat und allein 60 Euro davon verfräß mein Hund. Viel Budget stand uns also nicht zur Verfügung, treffen wollten wir uns trotzdem. Ich absolvierte meine Lehre in Travemünde und ging in die Berufsschule in nahe gelegenen Lübeck. Dort fanden wir ein Wohnprojekt, deren Gästezimmer wir nutzen durften. Ich fuhr häufig dorthin, dieses Haus war spannend. Dort lebten

nicht nur Studierende oder Auszubildende, sondern ebenso Rentner und Familien – eine schöne Mischung. Es gab eine Etage für eine Wohngemeinschaft im klassischen WG-Stil. Doch es gab auch kleine Wohnungen, häufig nur mit ein oder zwei Zimmern, einer Küche und einem Bad. Dort hatten die Bewohner einen Rückzugsraum. Die erste Etage war überwiegend eine Gemeinschaftsfläche mit einer großen Küche und einem großen Wohnzimmer. Das war gleichzeitig der Eingangsbereich und ermöglichte Begegnungen. An vier Tagen der Woche verabredeten sich die Bewohnerinnen und Bewohner zum gemeinschaftlichen Abendessen. Das förderte den Austausch. Niemand war in seiner Wohnung isoliert, man traf sich und kam zusammen. Ständig wurden Angebote gemacht wie: »Wer hat Lust, einen Spieleabend zu veranstalten?« oder: »Wer möchte mit mir einen Film schauen?« oder: »Wer kommt mit in den Stadtpark?« Es war immer Bewegung im Haus und ich dachte: Wow, so möchte ich auch einmal leben.

Gerade weil es in jenem Haus neben Gemeinschaftsräumen einzelne Wohnungen gab, bekam die Struktur Stabilität. Die Mischung aus Rückzugsort und Gemeinschaft überzeugte mich. Gemeinschaftliches Wohnen mag nicht für jeden etwas sein. Aber gerade für Großstädte ist das ein spannendes Modell. Dabei wird vieles ausprobiert, es existieren ganz unterschiedliche Projekte, von denen man sich viel anschauen kann. Doch es erfordert Mut, dieses Modell auszuprobieren. Zunehmender Vereinsamung und Isolation lässt sich damit auf jeden Fall begegnen. Es ermöglicht echte Begegnungen,

**Gemeinschaftliches Wohnen kann viele Probleme beheben. Es bedeutet gemeinsame Entscheidungen, Kostenteilung, Hilfe und Unterstützung. Und niemand ist allein.**

das macht diese Form des Lebens für mich besonders wertvoll. Die Wohngemeinschaft bot darüber hinaus eine Möglichkeit, Dinge in die Hand zu nehmen und eigenständig zu entscheiden. Genau das ist es, was ich bei meiner Arbeit als Sozialpädagogin manchmal vermisse. Gemeinsam ist es viel einfacher.

Das Haus in Guben, in dem ich jetzt wohne, ist eine selbstorganisierte GmbH. Diese Rechtsform erleichtert es, Ein- und Auszüge zu regeln. Käufer des Hauses war die GmbH, daneben gibt es einen Verein. Das Prinzip wäre auch als kommunale Genossenschaft umsetzbar.

Ich freue mich, dass es in der neuen Pflegefachschule neben Wohnungen eine große Gemeinschaftsfläche geben wird. Die Frage ist jedoch, in welcher

Form sie genutzt werden soll. Auf meiner Arbeit beim Deutschen Roten Kreuz erlebe ich selbst, wie schwierig es mitunter ist, die Menschen zu aktivieren. Es spielt eine wesentliche Rolle, ob Projekte von oben implementiert werden, von Sozialarbeitenden wie mir zum Beispiel, oder ob sie wirklich von unten kommen. Eigeninitiativen entfalten eine viel größere Kraft und Dynamik. Wenn man zum Beispiel ein Sommerfest mit initiiert und mit umsetzt, entwickelt man

**Gemeinschaftsprojekte funktionieren weit besser in Eigeninitiative. Sie entfaltet eine viel größere Kraft und Dynamik, Strukturen zu schaffen und Problemen zu lösen.**

ein wesentlich intensiveres Verhältnis zum Fest, als wenn man zu einer Veranstaltung eingeladen wird und nur Konsument des Angebots ist. Doch für viele sind solche gemeinschaftlichen Prozesse ungewohnt. Deshalb braucht Selbstorganisation Anleitung. Möglicherweise wäre es sinnvoll, Gelder für eine professionelle Moderation von Entscheidungsfindungen bereitzustellen.

In unserem Wohnprojekt entscheiden wir im Konsens, nicht nach dem Mehrheitsprinzip. Minderheiten können also nicht übergangen werden. Stattdessen suchen wir nach Lösungen, die von allen mitgetragen werden. Das kann heißen, dass Ideen nicht umgesetzt werden, weil es ein Veto gibt, jemand absolut dagegen ist. Es passiert jedoch vergleichsweise selten, dass sich jemand völlig querstellt. Anhand von verschiedenen Konsensstufen wägen wir auf unseren Treffen ab und finden Lösungen. Im Ergebnis fühlt sich jeder eingebettet und nicht überrannt – selbst bei verrückten Ideen.

Als ich herzog, dachte ich: Wenn du in einer Kleinstadt lebst, brauchst du unbedingt einen Führerschein! Letztes Jahr legte ich die Prüfung ab, aber ich fahre nie Auto, ich brauche es einfach nicht. Zwar muss ich beruflich regelmäßig nach Forst, doch Guben ist gut angebunden an den ÖPNV. Der Bus fährt jede Stunde, ich kann meine Termine so takten, dass ich trotzdem mit den öffentlichen Verkehrsmitteln hin- und zurückkomme. Allerdings habe



ich das Glück, vorwiegend in Guben zu arbeiten und das auch noch um die Ecke vom Kindergarten. Ich nutze vor allem das Fahrrad, wenn auch teils ein elektrisches.

Bei meinen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern beobachte ich dasselbe: Das Auto wird wenig genutzt und steht rum. Mittlerweile haben wir Freundschaften geknüpft und leihen uns ab und zu ein Auto aus. Wir haben sogar den Autoschlüssel unserer Nachbarin – mit ihr betreiben wir quasi Car-sharing. In Potsdam kannte ich Ähnliches, dort gab es Stadtteilautos, nicht über eine Firma, sondern von der Nachbarschaft selbst organisiert.

Auf der Arbeit erlebe ich immer wieder, welche Probleme es mit der Mobilität gibt. Je älter die Menschen werden, desto seltener schaffen sie es zu ihren Gruppentreffen. Dann sind sie auf spendenbasierte, ehrenamtliche Hilfe angewiesen. Wenn sie die nicht bekommen, bleiben sie allein.

Ich persönlich würde mir eine Plattform wünschen, über die das Teilen von Autos organisiert werden kann und auf der sich viele Leute anschließen können. Vielleicht könnte auf solchen Wegen einmal das Problem der Altersmobilität gelöst werden. Allerdings glaube ich, dass so etwas in Guben momentan noch nicht funktionieren würde. Viel eher bräuchten wir eine stärkere Ehrenamts- und Nachbarschaftskultur.

## Zwei Standorte, zwei Mitarbeiter

Die gelernte Krippenerzieherin Heike Mahro sattelte nach der Wende auf Schulsozialarbeiterin um und wurde 2006 Leiterin der Gubener Museen. Mit zu wenig Personal bleiben diese jedoch unter ihren Möglichkeiten, sagt sie.

**Heike Mahro**  
Jahrgang 1961

**S**eit 2006 leite ich die beiden Museen, die sich in Trägerschaft der Stadt Guben befinden. In dieser Funktion bin ich Seiteneinsteigerin – der Ausbildung nach bin ich Krippenerzieherin. Nach der Wende ließ ich mich zur Erzieherin nach bundesdeutschem Recht umschulen und absolvierte obendrein ein Psychologiestudium, doch all das nutzte nichts: Ich wurde entlassen, weil es zu viele Krippen und zu viele Erzieher für immer weniger Kinder gab.

Zum Glück war ich nur kurze Zeit arbeitslos. Die Stadt Guben bemühte sich, Sozialarbeit an den Schulen zu etablieren, und ich bekam eine Stelle an der letzten Schule, die noch keinen Schulsozialarbeiter hatte. Drei Jahre lang befand ich mich in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, bis ich endlich fest eingestellt wurde. Ich blieb insgesamt 13 Jahre lang in diesem Job. 2006 wurde ich gefragt, ob ich nicht die Museen der Stadt Guben leiten wolle, das Heimatmuseum und das Stadt-Industriemuseum. Ich hatte Respekt vor der Aufgabe, weil ich nicht aus dem Metier kam. Doch ich hatte das Glück, mit zwei Kollegen zusammenzuarbeiten, die zwar ebenso wie ich Seiteneinsteiger, aber schon ein paar Jahre dabei waren. Gemeinsam bauten wir die Museumsarbeit auf.

Unser Aufgabenspektrum war vielfältig. Entgegen landläufiger Vorstellungen saßen wir keineswegs nur zwischen verstaubten Akten herum. Es ging

**Wir legten Wert darauf, in den Gubener Museen die Geschichte der Stadt mit einzubeziehen. Die Gubener wollen sich mit den Ausstellungen identifizieren und dort ihre Geschichte wiederfinden.**

darum, eigene Sonderausstellungen zu konzipieren oder externe Aussteller zu finden, die interessante Themen anboten. Wir legten Wert darauf, stets die Gubener Geschichte einzubeziehen, weil wir nur auf diesem Weg Gubener ins Museum bekommen. Ausstellungsbesucher möchten sich identifizieren, sich wiederfinden, einander im Museum begegnen. Neben den Sonderausstellungen organisierten wir Vortragsveranstaltungen. Engagierten Bürgern wie dem Gubener Historiker Gerhard Gunia oder dem Stadtwächter Andreas Peter, mit denen wir intensiv zusammenarbeiteten, bin ich heute noch dankbar für ihre Hilfe.

Wir entwickelten eine Marketingstrategie und gestalteten eine Website. Wir knüpften Kontakte zu Vereinen und Künstlern in Guben und darüber hinaus, bis nach Berlin und Nordrhein-Westfalen. Irgendwann begannen wir, Jahreschroniken zu führen. Sie wurden Jahr für Jahr dicker. Wir schufen etwas Neues, trotz der Schwierigkeit, zwei Standorte mit nur drei Leuten bespielen zu müssen – seit 2015 sogar nur noch mit zwei Mitarbeitern.

Das Heimatmuseum in der alten Sprucker Mühle ist ein charmanter Ort mit eigener Geschichte. Ihn nutzten wir für Veranstaltungen und für regelmäßige Kunstausstellungen. Hobbykünstlern ermöglichten wir es, dort für bestimmte Zeit ihre Arbeiten zu präsentieren. Das belebte den Ort. Leider sind diese Hobbykünstler in die Jahre gekommen, viele waren schon in den Sechzigern, als wir 2007 mit den Ausstellungen begannen. Auch wir haben das Problem, dass sich nur wenige junge Menschen einbringen. Ich war oft in Kindertagesstätten, an Grundschulen oder an weiterführenden Schulen



und versuchte, Kooperationen aufzubauen, die Jugend ins Museum zu holen. Das gelang punktuell, jedoch nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Wahrscheinlich hatte es etwas mit den Lehrplänen zu tun. Zugleich hörten

**Mit einem Museum für die Stadt könnten wir Bewohner und Besucher deutlich besser erreichen. Deutsch-polnische Geschichte zu verbinden, wäre dabei die Grundlage. So etwas gibt es bisher nicht.**

wir von engagierten Lehrern, die sich für die Angebote im Museum interessierten, dass sie von Kollegen ausgebremst worden waren. Solche Geschichten zogen mich runter.

Die Angebote im Heimatmuseum Sprucker Mühle mussten wir zurückfahren, weil wir nicht mehr beide Standorte bedienen konnten. Wir bieten nun auf Anfrage Führungen an. Das Industriemuseum im Stadtmittelpunkt ist der wichtigere Standort, dorthin haben es Touristen vom Bahnhof aus nicht weit.

Vor einem Jahr wurde unser Museum im Rahmen eines Förderprojekts vom Ministerium für Forschung und Kultur unter die Lupe genommen. Fachleute vom Museumsverband schauten sich unsere Sammlungen und unser Gesamtkonzept an. Zwei Gutachten wurden erstellt, in denen klar benannt wird, worauf wir aufbauen können und was uns noch fehlt. Darin wird deutlich, dass man mit einem Museum für die Stadt Bewoh-

ner und Besucher deutlich besser erreichen könnte. Wir könnten über ein einzigartiges deutsch-polnisches Konzept nachdenken. So etwas gibt es bisher nicht. Wir führten diesbezüglich einen Workshop mit externen Fachleuten durch, sogar der Bürgermeister war dabei. Der nächste Schritt war ein öffentlicher Workshop im September 2022 zum Thema »Stadt-Industriemuseum Guben – quo vadis?« in der Alten Färberei in Guben. Externe Fachleute sowie Gubener und Gubiner, denen die Kunst und Kulturarbeit und insbesondere die museale Arbeit am Herzen liegen, nahmen daran teil. In offener Runde schilderten zunächst die externen Fachleute die aktuelle Lage der derzeitigen Museumsarbeit und wiesen auf bislang ungenutzte Möglichkeiten in grenznahen Regionen hin. Zugute kommt der Eurostadt Guben/Gubin die bisherige gute Zusammenarbeit auf allen Gebieten des Zusammenlebens verschiedener Kulturen und Länder. Mit dem großen Ziel, dass Kunst und Kultur als produktive Kräfte und integrale Bestandteile des Strukturwandels etabliert werden sollen, wurden bei dem Workshop folgende Aspekte näher betrachtet und diskutiert: Welche Konzeption ist für die Eurostadt die sinnvollste? Welche Indikatoren werden die Museumslandschaft zukünftig bestimmen? Welchen Zielgruppen sollten wir dabei besondere Aufmerksamkeit schenken? Sind wir bereit, diese Neuausrichtung grenzüberschreitend zu gestalten? Welche Hürden sind dabei zu bewältigen? Welchen Standort wollen wir wählen?

Abschließend waren sich alle einig, dass wir in den kommenden Jahren an diesen Themen weiterarbeiten müssen und sollten.

**Der Eurostadt Guben/Gubin kommt die gute Zusammenarbeit verschiedener Kulturen und Länder zugute. Kunst und Kultur als produktive Kräfte und integrale Bestandteile des Strukturwandels zu etablieren, ist dabei unerlässlich.**





## Wir müssen Anerkennung zollen

Als Martin Reiher 2013 nach Guben zog, war der jahrzehntelange Niedergang der Stadt noch unübersehbar. Inzwischen bessert sich die Situation seines Erachtens. Als Pflegeheimbetreiber weiß er jedoch genau, welche Herausforderung die Gubener Alterspyramide für die Zukunft darstellt.

**Martin Reiher**  
Jahrgang 1983

**I**ch stamme nicht aus Guben, sondern zog erst 2013 hierher – der Liebe wegen. Zuvor hatte ich in Berlin gewohnt, wo ich nach meinem Politikstudium in einer Digitalagentur gearbeitet habe. Seit 2014/2015 bin ich Geschäftsführer der Gubener Wohnungsgesellschaft und der Gubener Sozialwerke.

Mein erster Eindruck von Guben war der, dass eine Schicht von Lethargie über der Stadt lag. Das war 2010. Was ich bei meinem Herzug erlebte, war eine Stadt, die einen über zwei Jahrzehnte währenden Niedergang durchgemacht hatte – ich sage es einmal so hart. Die Einwohnerzahl hatte sich halbiert, ganze Wohnblöcke waren abgerissen worden, Schulen geschlossen. Fast 25 Jahre Verlufterfahrung, ohne dass etwas Positives passiert war. Das ließ frustrierte Menschen zurück. Doch langsam bessert sich die Situation. Es zeigt sich neuer Elan, um die Lethargie zu durchbrechen. Ein Beispiel dafür ist die Rückkehrerinitiative. Ein anderes Beispiel ist die Serie »Gesichter unserer Stadt«: Hier werden Rückkehrer und Zugezogene porträtiert, die voller Begeisterung berichten, warum sie nach Guben gekommen sind.

Es braucht noch mehr solcher Initiativen, die das Positive herausstellen. Zwei Industriebetriebe siedeln sich gerade an. Noch ist das ein wenig abstrakt, es stand bisher lediglich in der Zeitung. Wenn aber die Baumaßnahmen beginnen, Kräne aufgebaut und Stellenausschreibungen veröffentlicht werden, wird es greifbarer sein. Man wird sehen können, dass es vorangeht. Wer hätte gedacht, dass wir 30 Millionen Euro Fördergelder für

Strukturwandelprojekte oder auch die Städtebauförderung für den Umbau der ehemaligen Pieck-Schule bekommen würden? Wir kamen damit durch. Ich wünsche mir, dass wir in Guben häufiger größer und verrückter denken, Dinge umzusetzen versuchen, die aussichtslos scheinen – und vielleicht doch zu schaffen sind.

Ein wichtiges Thema ist der soziale Zusammenhalt. Wir stehen am Beginn einer Phase, die für zahlreiche Bürger außerordentlich schwierig werden wird. Auf der Angehörigenversammlung in unserem Pflegeheim mussten wir verkünden, dass der Eigenanteil pro Heimbewohner von 1 900 Euro auf 2 500 Euro steigen wird. Schon die 1 900 Euro waren ein stolzer Preis, der deutlich über der üblichen Rente eines DDR-Bürgers liegt. Selbst in den Fällen, in denen eine Witwenrente dazukam, war er selten gedeckt. Im Zuge der aktuellen Preissteigerungen sind alte Menschen reihenweise gezwungen, in Forst beim Landkreis Sozialhilfe zur Pflege zu beantragen. Und das Ende der Fahnenstange ist noch längst nicht erreicht. Die derzeitigen Preissteigerungen werden erst im nächsten und übernächsten Jahr richtig ins Kontor schlagen.

Das betrifft nicht nur den Pflegebereich, sondern vor allem die Wohnkosten. Bisher kann man in Guben relativ günstig wohnen, die Kaltmieten sind niedrig. Alleinstehende ältere Menschen blieben bisher in Drei- oder Vierzimmerwohnungen wohnen, in denen sie zuvor mit Mann, Frau oder der gesamten Familie gewohnt hatten. Betriebs- und Heizkosten für größere Woh-

**Wir sollten größer und verrückter denken, was die Beantragung von Fördergeldern anbetrifft. Nur so können anfangs aussichtslose Projekte doch erfolgreich werden.**



nungen fielen nicht ins Gewicht. Da wird Bewegung reinkommen, wenn sich die Heizkosten verdreifachen und gleichzeitig die kalten Betriebskosten nach oben gehen. In der Lausitzer Rundschau las ich, dass die Betriebs- und Heizkosten bald höher sein würden als die Kaltmiete. Wir werden einen Punkt erreichen, an dem es Menschen überfordert, diese Kosten zu zahlen. Da kommt ein Riesenproblem auf uns zu. Allein im Lokalen lässt es sich nicht lösen, die weltpolitische Lage können wir nicht aus Guben heraus klären. Aber zumindest sollten wir die Politik aus unseren jeweiligen Funktionen und Ämtern heraus dafür zu sensibilisieren versuchen, was mit einer Kleinstadt wie Guben gerade passiert.

Ein weiterer Punkt, der mir am Herzen liegt, ist die Integration Zugezogener. Damit meine ich nicht nur Deutsche, sondern ebenso die Polen, die nach Guben gekommen sind. Es gibt mehrere Hundert polnische Einwohner in Guben. Ein paar existieren als Einwohner nur auf dem Papier, aber die meisten leben hier. Wie schaffen wir es, Neu-Gubener in Vereine zu holen,

**Neben den Bedürfnissen der älteren Gubener müssen die der jungen Familien und der Zugezogenen in den Fokus rücken, damit sie Teil der Stadtgesellschaft werden.**

für unser Gemeinwesen zu aktivieren und ihr Engagement zu fördern? Was brauchen junge Familien mit Kindern? Neulich sprach ich mit einer jungen Frau, die gern ein Familiencafé eröffnen würde, in das Mütter mit Kinderwagen gehen könnten. Die Fixierung auf die Älteren, die in Guben die Mehrheit stellen, muss aufgeweicht werden. Sollen junge Familien hierherziehen, muss man in dieser Richtung offen sein. Wir sollten überlegen, wie wir eine familienfreundlichere Kommune werden können. Dazu gehört der Ausbau

der Kitaplätze und die weitere Steigerung der Qualität unserer Schulen. Daher ist es zu begrüßen, dass die Grundschule in der Innenstadt einen Neubau erhalten soll.

Nichtsdestotrotz ist die aktive Einbindung der Älteren wichtig, vielleicht sogar unabdingbar. Die ersten zehn Jahre nach Renteneintritt ist es realistisch, ältere Menschen zumindest teilweise im Berufsleben zu halten. In unserem Pflegeheim übernehmen sie ab und zu Nachtdienste oder helfen irgendwo aus, wo Not am Mann ist. Für Firmen ist es leicht, einen 450-Euro-Job zu schaffen, für Vereine hingegen ist es schwierig. Vielleicht kann die Stadt Möglichkeiten finden, Anreize zu setzen – wie früher über den sogenannten Verfügungsfonds. Wichtiger als Geld jedoch ist die Anerkennung, die jemand für sein Engagement bekommt. Vielleicht gibt es Alternativen, jemandem für seinen Einsatz zu danken. Wollen wir Menschen motivieren, müssen wir ihnen Anerkennung für ihre Leistungen zollen.

## Es geht nur gemeinsam

Wie viele junge Leute ging Sabine Wally nach der Wende weg aus Guben. Erst 30 Jahre nach ihrer Ausbildung zur Bibliothekarin fand sie in ihrer Heimatstadt eine Stelle in ihrem Traumberuf.

**Sabine Wally**  
Jahrgang 1968

Als die Wende kam, studierte ich an der Fachhochschule Bibliothekswesen. Wir mussten ein halbes Jahr dranhängen, um im Schnelldurchlauf unter anderem zu lernen, dass öffentliche Bibliotheken in einem demokratischen Land keine automatische Daseinsberechtigung besaßen, so wie es bisher in der DDR eine Selbstverständlichkeit gewesen war. Somit lautete der Titel meiner Diplomarbeit: »Öffentlichkeitsarbeit und Werbung der Stadt- und Kreisbibliothek Guben im Zuge der Bemühungen um stärkere öffentliche Anerkennung und Absicherung der Bibliotheksarbeit«.

Ganz besonders sind mir aus dieser Zeit die Einführung in die Bewerbungs- und Beurteilungsschreiben in Erinnerung. Da erfuhr ich zum ersten Mal im Leben, dass es bestimmte Floskeln gibt, die eigentlich etwas ganz anderes bedeuten. Steht im Referenzschreiben »sie hat sich bemüht ...«, meint dies eher, dass die Person es eben nicht besser kann. Diese Verklausulierung erschütterte mich damals sehr.

Mein Studium schloss ich erst 1992 ab. Da waren die meisten Bibliotheken bereits geschlossen. Es war der Moment, in dem ich ins Berufsleben eintrat. Es war illusorisch, in irgendeiner Bibliothek angestellt zu werden. Ich sah mich nach Arbeit um und fand schließlich Anstellung in einer Buchhandlung in Eisenhüttenstadt. Ich arbeitete dort ein Jahr in Vertretung für eine Kollegin im Babyjahr. Nachdem sie zurück war, konnte mich die Chefin der Buchhandlung leider nicht übernehmen. Um der Arbeitslosigkeit zu entgehen, begann

**Der Arbeitslosigkeit begegnete ich mit einer Umschulung. Trotzdem musste ich Guben verlassen, um Arbeit zu finden.**

ich eine Umschulung zur Werbekauffrau – mit dem Gedanken im Hinterkopf, mich eventuell mit einem Buchladen selbstständig zu machen. Ich bekam jedoch schnell mit, dass das schwierig werden würde, denn die großen Buchhandelsketten drängten bereits auf den Markt.

Nach Beendigung der Umschulung arbeitete ich eine Saison lang an der Ostsee in Ahrenshoop in der Bunten Stube, einem traditionsgeführten Laden für Kunsthandwerk und Bücher. Danach bekam ich eine Festanstellung in einer Leipziger Buchhandlung. Das Geschäft gehörte zu Wort und Werk, einer noch aus DDR-Zeiten stammenden Kette. Leider ging sie 2000 in die Insolvenz, was bedeutete, nach drei Jahren wieder auf der Suche nach Arbeit zu sein. Ich ging einige Wochen zurück nach Ahrenshoop, um dort saisonal in der Bunten Stube auszuhelfen. Es gefiel mir in dem Geschäft und am Meer. Trotzdem überlegte ich, wie es weitergehen soll.

Ich wollte reisen. Da ich glaubte, dafür Englischkenntnisse zu benötigen, ging ich nach England. In das neue Leben stolperte ich mehr oder weniger hinein. Mein Englisch war noch recht bescheiden und ich wurschtelte mich

**Über zehn Jahre verbrachte ich im Ausland. Mit meinem kleinen Sohn reiste ich durch Europa und Mittelamerika – ein wahrer Erfahrungsschatz.**

mit verschiedenen Jobs durch. Ich begann, in der Pflege zu arbeiten, was unkompliziert war, da ich keine abgeschlossene Ausbildung benötigte: In England fing man an zu arbeiten und wurde nebenher ausgebildet.

Zehn Jahre verbrachte ich in England. Ich bekam einen Sohn, mit dem ich im Sommer regelmäßig zu Besuch nach Guben fuhr. Dann wurde meine Mutter krank, weshalb ich in meine Heimatstadt zurückkeh-

ren wollte. Vorher nahm ich eine Auszeit mit meinem Sohn und wir reisten fast ein Jahr lang unter anderem nach Frankreich, Rumänien, Bulgarien und nach Mittelamerika. Über sechs Monate waren wir in Mexiko, Belize, Guatemala, El Salvador und Nicaragua unterwegs. Über Couchsurfing, Helpexchange oder Wwoof organisierte ich unsere Aufenthalte, bei denen ich für unsere Unterkunft und Verpflegung arbeitete und in verschiedenen sozialen und ökologischen Projekten aushalf.

Wir lernten, egal wo wir hinkamen, immer wundervolle Menschen kennen. Mein Sohn und ich reisten mit den örtlichen Verkehrsmitteln oder mit Leuten, die wir unterwegs kennengelernt hatten. Wichtig war mir immer, dass wir Einblick in das wirkliche Leben und die Kulturen vor Ort erhielten. So lernte mein Sohn in Rumänien, in Bulgarien, in Guatemala und Nicaragua, wo auch immer wir waren, die einheimischen Kinder kennen und wir verließen diese Orte immer als Freunde. Diese Erfahrungen möchten wir beide heute nicht missen.

Mein Sohn ist jetzt 19 und sagt mir oft, dass ihn diese Zeit besonders geprägt hat. Die Dinge, die man unterwegs lernt, werden in keiner Schule vermittelt. Wie schnell hatte er die Sprachen im Kindesalter aufgesaugt, um sich mit den Gleichaltrigen verständigen zu können. Aber das Wichtigste ist, dass man einen anderen Blick auf das eigene Leben und die Dinge hier bekommt.

Nach meiner Rückkehr nach Guben 2011 fand ich in der Pflege schnell Arbeit, da wurde immer gesucht. Über elf Jahre ist das inzwischen her. Wenn ich durch die Stadt fahre, betrübt es mich manchmal zu sehen, wie viel sich in Guben in den letzten 30 Jahren verändert hat. Die meisten Schulen sind nicht mehr da, auch die Schule, auf die ich selbst ging, ist abgerissen worden. Fort sind auch fast alle Betriebe, die ich aus der Kindheit kannte, weil dort die Eltern meiner Generation gearbeitet haben, ebenso verschiedene Kultureinrichtungen wie das Kino-Café. Die kleinen Gaststätten und Bühnen in den Gartensparten existieren nur noch auf Grund des Engagements einzelner Gartenvereine.

In der Erinnerung glorifiziert man die Vergangenheit und die eigene Kindheit gern. Vielleicht liegt es daran, dass die Werte dieser westlichen Wertegemeinschaft, Begriffe wie Gemeinschaft, Solidarität, Respekt und Frieden, zu leeren oder heuchlerischen Worthülsen verkommen sind. Wann immer man mich im Ausland gefragt hat, wo ich herkomme, habe ich geantwortet: Aus einem Land, das nicht mehr existiert.

**So vieles hat sich in Guben seit der Wende verändert. Betriebe, Schulen und Kultureinrichtungen gibt es nicht mehr.**



Kurz vor der Corona-Pandemie wurde 2019 eine Stelle in der Stadtbibliothek ausgeschrieben. Ich bekam sie und freute mich sehr darüber. Nun ergab sich tatsächlich – 30 Jahre nach meiner Ausbildung – die Möglichkeit, in meinem Beruf zu arbeiten. Als ich anfang, dominierte Corona den Arbeitsalltag. Der Betrieb war heruntergefahren. Allmählich aber geht es wieder los.

Ich arbeite in einem jungen Team und bin für Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich. Ich frage mich, wie wir wieder mehr junge Leute in die Bibliothek bekommen. Ich schaue nach Konzepten und nach Fördermitteln und versuche, mit Lehrern Kontakt aufzubauen. Es wurden bereits interessante Ideen geäußert, doch ich habe das Gefühl, dass vieles davon bei den jungen Leuten nicht mehr ankommt. Der Graben zwischen Jung und Alt ist mittlerweile tief. Das ist schade. In der Bibliothek würde ich gern Formate etablieren, die diesem Trend entgegenwirken. Heute wurde unser Lesesommer abgeschlossen, bei dem die Bibliothek jedes Jahr Kinder einlädt, sich

Bücher aus dem Bestand auszusuchen und zu lesen. Dafür bekommen sie Stempelchen in ein Heft. Das ist ein Anreiz für die Kinder, in den Ferien Bücher zu lesen und in fremde Welten einzutauchen.

Ich bin jemand, der zuhören kann. In den letzten Jahren habe ich vielen Menschen intensiv zugehört. Sie erzählen mir ihre Sorgen. Es gibt in Guben viele engagierte Leute. Doch viele scheinen sich innerlich abgewandt zu haben, weil über ihre Köpfe hinweg ent-

schieden wird. Es heißt, die Gubener würden gern jammern und schimpfen. Oft höre ich: »Frau Wally, wenn Sie die Gubener in die Bibliothek einladen, kommt doch niemand.« Doch vielleicht müssen wir es nur immer und immer wieder versuchen. Vielleicht auf anderen Wegen.

Zum Teil gibt es Ressentiments unter den Bürgern dieser Stadt. Ich würde mir wünschen, dass sinnvolle Formen gefunden werden, Dinge auszudiskutieren. Sich nicht gleich umzudrehen, weil man mit dem oder jenem nicht kann. Corona vertiefte die Spaltung. Für eine Kommune im strukturschwachen Raum, wie Guben eine ist, ist das tödlich. Hier geht es nur gemeinsam, doch die Vernetzung fehlt. Die Menschen in Guben müssen zueinanderfinden. Quod erat demonstrandum: In diesem Erzählalon wurden einige spannende Ideen und Projekte erwähnt, von denen ich bislang noch nie gehört habe.

Es wäre schön, wenn die Verwaltung offener auf unkonventionelle Vorschläge eingeht und Wirtschaft sowie Zivilgesellschaft besser einbindet. Und für die Zukunft wünsche ich mir, dass die Kommunalpolitiker begreifen, was für ein wichtiger sozialer Anker die Stadtbibliothek ist.

**Der Verödung der Innenstädte und der Vereinsamung der Bürger muss entgegengewirkt werden. Der Graben zwischen Jung und Alt muss verschwinden.**

## Die depressiven Jahre sind vorbei

Nach anderthalb Jahrzehnten im Ausland fühlt sich Julia Koppetsch in ihrem Heimatort wieder richtig wohl.

**Julia Koppetsch**  
Jahrgang 1984

Ich wohne nicht in Guben, sondern im Umland, und arbeite im Textilmuseum Forst. Zwar wurde ich in Guben geboren, hatte mit der Stadt jedoch wenig zu tun. Nachdem ich viele Jahre im Ausland verbracht hatte, kehrte ich vor einem halben Jahr zurück und war positiv überrascht: In meinen Augen hat sich die Region toll entwickelt. Ich fühle mich wieder ausgesprochen wohl hier.

Ich erinnere mich noch an die Atmosphäre der Neunzigerjahre, die ich »das depressive Jahrzehnt« nenne. Die Stimmung damals war unglaublich negativ. In den 15 Jahren, die ich woanders lebte, hat sich das zum Glück gewandelt. Die Stadt hat sich herausgeputzt und selbst in der Umgebung ist viel passiert. Etliche Bekannte meiner Generation sind zurückgekommen, haben hier Arbeit gefunden. Ich besuche gern mit meinen Kindern die Stadt, wir gehen in die Schwimmhalle oder zum Kletterturm. Es gibt nicht besonders viel, aber immerhin fühle ich mich angezogen. Ähnlich wie früher von Polen – dort fuhr man eigentlich nur zum Tanken und Zigarettenkaufen hin.

Ich denke, die Gubener dürfen hoffnungsvoll in die Zukunft blicken. Die Probleme, die in dieser Runde angesprochen wurden, kenne ich aus Forst, aus meinem Dorf und von überall. Das sind Herausforderungen, die viele Menschen betreffen. Umso wichtiger sind Formate wie dieser Erzählalon, die die Generationen zusammenbringen. Ich frage mich allerdings, wie es gelingen kann, all diejenigen ins Boot zu holen, die sich wirklich ausgeschlossen fühlen und Angebote dieser Art von vornherein nicht annehmen. Viele Institutionen bemühen sich. Um Nachschub an jungen Leuten zu generieren, müssten diese auf neuen Kanälen angesprochen werden. Für all das brauchen wir kreative Ideen und motivierte Menschen. Hier liegt Gubens Chance.

## **Bildnachweis**

Stadt-Industriemuseum Guben: Seiten 16, 51, 70, 128

Stadt Guben: Seiten 14/15

Projekt »Altersinnovationen« an der Brandenburgischen Technischen  
Universität Cottbus – Senftenberg (BTU): Seiten 35, 37, 39, 47, 58,  
68/69, 76, 104, 109, 115, 154

Peter Seibke: Seiten 11, 26, 67, 116, 121, 131, 135, 138, 144, 151, 157

Aud Merkel (Rohnstock Biografien): Coverfoto und Seiten 8, 18, 29, 36, 44,  
53, 62, 65, 73, 84, 89, 95, 103, 106, 119, 126/127, 141, 142, 147, 153, 161

Sebastian Blottner (Rohnstock Biografien): Seite 122